



Die Nacht der gelben Kutten

Professor Zamorra Nr. 55

von Dieter Saupe

erschienen am 27.07.1976

Titelbild von Vicente

Die Nacht der gelben Kutten

Das Mädchen stand wie gelähmt.

Sie wußte sofort, wen sie da vor sich hatte.

Erst gestern noch hatten die Brüder sie gewarnt.

»Hüte dich vor den Gelben Furien!« hatten sie gesagt.

»Sie sehen aus wie die Mönche bei den Heiligen Stufen. Sie tragen gelbe Gewänder wie die Mönche, und sie verstehen sich auf ihre Sprache. Aber sieh ihnen auf die Füße, wenn du ihnen begegnest, Sita. Die Mönche von Mihintale gehen barfuß, aber die Gelben Furien des Shuri tragen Sandalen.«

Sita war jung und schön und glaubte an das Leben. Sie hätte vorsichtiger sein sollen.

Als sie die ersten der vielen Steinstufen betreten hatte, die zum Tempel hinaufführten, stand der Unheimliche vor ihr.

Sita, deren Blicke am Boden entlang wanderten, sah zuerst seine Füße. Und diese Füße steckten in Sandalen.

Mit einem kurzen Aufschrei hob das Mädchen den Kopf. Sie sah die blitzenden Zähne des Mannes. Nein, dieser war keiner der Shuris selbst. Die Furien der geheimen Tempel hatten ihre Handlanger, ihre diensteifrigen Gehilfen für ihre räuberischen Umzüge.

Der Mann trug das gelbe Gewand der Mönche. Wie ihre Brüder gesagt hatten. Aber es war kein Mönch, und Sita wußte es sofort.

Er streckte die Hand nach ihr aus.

»Komm, Sita, vom Stamme, der stolzen Rajas«, sagte er befehlerisch.

»Du kommst vom besiegtten Geschlecht deines Vaters. Du wirst jetzt den Shuris dienen. Gib mir deine Hand, ich führe dich.«

Sita schrie auf. Sie wandte sich um, wollte fliehen. Da trat von hinten ein zweiter Mann auf sie zu.

Sie waren beide ohne Waffen, aber Sita wußte, welche Kraft in diesen Männern steckte. Es waren die ehemaligen Ringer am Hofe der mächtigen Shuris.

Mit einem Satz sprang Sita zur Seite, fand einen Durchschlupf im Gebüsch. In der nächsten Sekunde hatte der dichte tropische Regenwald sie verschluckt.

Sie hörte noch, wie einer der beiden Verfolger einen tierähnlichen Schrei ausstieß. Dann knackte es schon hinter ihr im Unterholz.

Da lief das Mädchen um sein Leben.

Sita kannte einen schmalen Weg, der neben den Hauptstufen hinunter ins Tal führte. Sie folgte ihm und hoffte, den Häschern der Shuris zu entkommen. Unten im Tal waren Menschen. Wenn sie die Straße erreichte, war sie gerettet. Aber bis dort hinunter war es ein steiler und scheinbar unendlicher Weg.

Sie hörte die wilden, erregten Rufe der Verfolger hinter sich. Und sie lief und strengte sich an, ihr Tempo trotz des abschüssigen Weges noch zu erhöhen. Einmal glitt sie auf einer herunterhängenden Liane aus, raffte sich auf, lief weiter. Eine Schar aufgescheuchter Rakhi-Affen flitzte vor ihr her, auf eine Baumgruppe zu. Minutenlang hörte sie das aufgeregte Gekreisch der erschreckten Tiere.

Wenn nur keine Schlangen in der Nähe sind! dachte das Mädchen.

Sie war barfuß, wie die meisten Menschen hier zu gehen pflegten, und besonders die Vielzahl der Pilger an den Heiligen Stufen.

Aber die Stunde der Pilger war noch nicht gekommen. Erschrocken dachte Sita beim Laufen an diese Tatsache. Es ging gerade auf den Abend zu, noch hatte die Dämmerung nicht eingesetzt. Und die Pilgerscharen würden unter ihrem monotonen Gesang erst nach Mitternacht den Weg zum höchsten Punkt der Heiligen Stufen antreten.

Sita war allein mit dem Urwald und seinen Tieren. Und mit ihren

beiden Verfolgen.

Ihre nackten Füße stießen sich an Wurzeln und Steinen. Sie rutschte auf Farngräsern aus, versank bald in einem lehmigen Tümpel mitten im Weg, mußte sich über Felsbrocken voranarbeiten, und ihre Kräfte ließen mehr und mehr nach. Immer näher hörte sie die Rufe der Verfolger.

Da schätzte sie die Entfernung bis zur Straße ab. Und im gleichen Augenblick wußte sie, daß ihre Flucht sie nicht bis in die Freiheit bringen würde. Die Häscher der wütenden Shuris waren zu schnell für ihre zarten Füße, die das lange und beschwerliche Laufen nicht gewöhnt waren.

Nur noch wenige Minuten lang konnte Sita die Distanz halten zu den Knechten. Dann waren sie heran. Der erste warf sich mit einem wütenden Schrei auf sie, riß sie mit sich zu Boden.

Sita setzte ihre letzte Hoffnung in einen langgezogenen Hilferuf, den sie mit markerschütternder Stimme ausstieß.

Eine Hand verschloß wie eine stählerne Spange ihren Mund. Sita wurde hochgerissen. Die Hand des Gegners war schwer und fest.

Fast wäre dem Mädchen die Luft weggeblieben.

Sie wollte sich zur Wehr setzen.

Aber der Fremde hielt sie wie in eine Schraubstock umklammert.

Jetzt kam der zweite heran.

»Laß sie los, Batak«, kommandierte er.

»Sie wird wieder schreien«, gab der andere zur Antwort und hielt das Mädchen nach wie vor umklammert.

Der erste, der scheinbar die Rolle eines Anführers der Shurisklaven spielte, trat dicht an Sita heran.

»Niemand berührt dich, wenn du still bist«, sagte er. »Wirst du wieder schreien, wenn ich Batak befehle, dich loszulassen?«

Nur unter großen Anstrengungen konnte Sita den Kopf schütteln.

Sie mußte dabei die schwer auf ihr liegende Hand des Fremden mitbewegen.

»Loslassen!« kommandierte der Anführer. Da löste sich die Hand des Mannes, den er Batak genannt hatte, von dem zu Tode erschreckten Mädchen.

»Batak geht voran«, sagte der Anführer. »Er kennt den Weg. Und du wirst ihm folgen. Ich selbst werde achtgeben, daß das Mädchen Sita nicht vom Weg abkommt.«

Er grinste hämisch und machte dem anderen ein Zeichen.

Zu ihrem Erstaunen sah Sita, daß es noch einen anderen, viel weniger steilen Weg um die vielen hundert Treppen zum Tempel gab.

Der Anführer gab ihr einen kurzen, schnellen Stoß in den Rücken.

Da mußte Sita sich fügen. Langsam setzte sie einen Fuß vor den anderen. Aber sofort trieb der Anführer sie zur Eile an.

Für Sita wurde es ein Weg durch die Hölle. Der Mann vor ihr schlug den Weg zum Fluß hinunter ein. Eine panische Angst beschlich das Mädchen. Was geschah, wenn die Männer sie gar nicht zu den Shuris, den sagenhaften Furien irgendwo in einem Tempel unter dem See, hinführen sollten?

Vielleicht wollten sie ihr auch nur Angst einjagen? Unten am Ganga, dem großen Fluß, wo der Wald auseinandertritt und den starken Strom hindurchläßt, lauerten in der Dämmerung die Krokodile auf ihre Beute.

Und oben am Hang, auf den der Weg führen würde, gab es Schlangen, Leoparden und Schakale.

Sita sollte bald erfahren, daß man sie wirklich zu den Shuris bringen wollte. Aber sie erfuhr es auf eine niederträchtige und gemeine Art.

Batak, der den Weg anzeigte, schien Augen wie eine Raubkatze zu haben.

Ohne auch nur ein einziges Mal anzuhalten, ging er dem Mädchen und dem Anführer voran.

Sita glaubte bald, daß der Anführer eine gewisse Entfernung zwischen sich und Batak bringen wollte. Plötzlich fühlte sie seinen heißen Atem an ihrem rechten Ohr. »Geh langsamer, Sita«, sagte eine so fremde Stimme, daß es Sita vorkam, als käme sie von einem völlig anderen Menschen.

»Warum?« fragte sie ängstlich zurück. »Ich kann Batak nicht mehr sehen. Wir müssen ihm doch folgen.«

»Ja, das müssen wir. Aber nicht so schnell. Ich will nicht, daß du ausgleitest oder fällst.«

Sita antwortete nicht darauf. Wenn sie jetzt immer langsamer ging, war es nicht, weil sie dem Befehl des Anführers gehorchen wollte.

Sie mußte äußerst vorsichtig sein, sich vor jedem neuen Schritt am Boden hintasten, um möglichen Hindernissen aus dem Wege zu gehen.

Da spürte sie wieder den heißen Atem, hörte wieder die fremdklingende Stimme hinter sich.

»Bleib stehen, Sita«, herrschte der Anführer sie an.

Sie achtete nicht darauf und ging weiter. Da spürte sie plötzlich eine gierig zugreifende Hand auf dem Stoff über ihrem Schenkel.

Von Ekel und Scham erfüllt, wollte sie weglaufen. Aber schon hatte der Anführer sie gepackt und an sich gerissen.

»Sita«, sagte der Mann wie von Sinnen. »Ich muß dich zu den Shuris bringen, das weißt du.«

»Ich weiß«, sagte das Mädchen nur. »Laß mich los.«

Aber er packte sie nur noch fester.

»Sie werden dich beschenken und belohnen«, sagte er. »Du wirst tanzen für sie, und sie werden noch mehr von dir fordern. Wenn sie

dich schlecht behandeln, wirst du es mir sagen. Ich habe viel Einfluß im Tempel unter den Wassern.«

»Laß mich endlich los!« rief Sita laut. »Ich lasse dich los, aber ich werde dich erst haben, du schönes kleines Biest aus der Sippe der verfluchten Raja. Ich werde dich darauf vorbereiten, wie die Shuris mit dir umgehen.«

Als sie sich umsah, stand Batak hinter ihr. Der kurze Dolch, der in dem unheimlich schwachen Licht zwischen den Palmen aufleuchtete, war nicht auf sie gerichtet. Seine Spitze zeigte genau auf die Brust des Anführers.

»Ab jetzt gehst du voraus, Katiya«, sagte Batak hart. »Du sollst das Mädchen zu den Shuris bringen. Und du sollst es unberührt hinbringen. Wenn sie unrein ist, hast du dein Leben verwirkt. Wenn du sie noch einmal anrührst, ersteche ich dich. Die Shuris werden deinen Tod nicht bedauern, wenn ich Ihnen sage, daß du dich ihres Eigentums bemächtigen wolltest.«

»Batak!« sagte der Anführer fast flehentlich. »Es ist der Mann in mir, verstehe mich doch. Wir könnten beide unseren Spaß mit der Kleinen haben... denke daran, daß ich immer gut zu dir war.«

»Ja, du rüdiger Hund von einem Anführer!« schrie Batak ihn an.

»Deine Stockschläge, die haben es gut gemeint, was? Kein Wort mehr jetzt. Geh voran, Katiya, oder ich steche zu.«

Da trat der Anführer an Sita vorbei und ging den beiden voran.

Sita wußte bald, daß dieser Batak sie besser beschützen würde, wenn sie einmal Hilfe brauchen sollte. Während des ganzen weiteren Weges wurde das Mädchen von keiner Aufdringlichkeit mehr belästigt.

Von den Hügeln über dem Tropenwald her schrien sich die Schakale mit heiseren Stimmen zu. Tief aus dem dschungelartigen Regenwald drangen die Stimmen der Bären, des fauchenden Leoparden. Einmal stob eine Herde von Wasserbüffeln aus dem Dickicht vor ihnen auf und setzte schnaubend hinunter zum Fluß.

Die Nacht in den Wäldern aber war die große, lange Stunde der Furcht.

Das war die Zeit der Dämonen und Furien, die ihr Unwesen trieben, heute wie vor vielen hundert Jahren. Der Urwald läßt sie weiterleben, denn sie finden tausend Verstecke. Sie kennen die verschlungensten und einsamsten Pfade, und sie regieren neben den Tieren der Nacht, denn schon das Nennen ihrer Namen versetzt alle Menschen in panischen Schrecken.

Sita folgte dem Anführer in wenigen Schritten Entfernung. Mehr als einmal glaubte sie, daß ihr Herz bald stillstehen müsse, wenn die urhaften Laute aus dem Dunkel des feuchten Waldes zu ihnen kamen. Klatschend lösten sich faulende Blätter, die der Regen durchfeuchtet hatte. Und bei jedem Tropfen, der von den schweren Wedeln der

Palmen zu Boden fiel, glaubte Sita, im nächsten Augenblick die Beute einer Schlange zu werden. Nach zwei langen, beschwerlichen Stunden war diese Tortur überstanden. Plötzlich öffnete sich der Wald zu einer kleinen Lichtung. Sita glaubte, in der Ferne einen Wasserfall zu hören. Sie wußte nicht, wo sie war. Der Weg hatte so viele Windungen gemacht, daß sie nicht einmal die Himmelsrichtung hätte bestimmen können.

»Halt!« rief da der Anführer.

»Was ist?« sagte Batak lauernd.

»Das Mädchen. Sie darf nichts sehen, sie darf nichts hören.«

»Ja, richtig. Das ist deine Arbeit, Katiya.«

Der Anführer kam auf Sita zu, die ängstlich und wie schuttsuchend näher zu Batak trat.

»Keine Angst«, sagte Katiya. »Die Shuris sind mächtig. Aber sie regieren in einer geheimen Welt. Niemand außer uns engsten Dienern darf wissen, wie sie aussieht, und wo sie liegt. Du darfst deine Ohren nicht gebrauchen, und du darfst deine Augen nicht gebrauchen. Ich werde dich betäuben.«

»Betäuben?« schrie Sita ängstlich auf und wich noch mehr zurück.

»Willst du mich schlagen?«

»Nein. Es geht viel einfacher.«

Damit langte er in eine verborgene Tasche seines Sharongs, den er unter dem nachgemachten gelben Mönchsgewand trug, und holte ein Fläschchen hervor.

Er öffnete den Verschuß.

»Hier!« befahl er dem Mädchen. »Du wirst daran riechen, und du wirst dich wie im Himmel fühlen, so köstlich ist es. Dann werden deine Sinne für eine Stunde vergehen, und ich werde dich mit Batak zum Tempel der Shuris bringen.«

Da ergab sie sich in ihr Schicksal und holte tief Luft. Tief strömten mit ihrem Atem die gelösten Duftstoffe durch ihre Nüstern und die Atemwege. Und bald mischten sich diese Düfte mit dem Blut und den feinädrigen Nervensträngen. Sie gelangten ins Zentrum ihres Bewußtseins, lähmten Gehirn und Gefühlswelt.

Sita sank zurück, und Batak fing das stürzende Mädchen in seinen Armen auf.

Sita war so leicht wie eine Feder. Geschickt legte sich Batak das Mädchen über die Schulter und ging seinem Anführer voran.

Bald verschwand er vor dessen Augen in einem dichten Buschwerk. Ein Beobachter hätte noch sehen können, wie er weiter oben, nach einer Viertelstunde etwa, wieder aus dem Dickicht heraustrat.

Der Anführer Katiya war unmittelbar hinter ihm.

Dann ging Batak mit seiner leichten Bürde direkt auf den Wasserfall zu, dessen niederstürzende Massen ein donnerndes Geräusch von sich gaben, pausenlos, hart und unerbittlich. Das Donnern des Wasserfalls machte jede Verständigung unmöglich.

Batak folgte dem Pfad bis dicht an einen Felsvorsprung. Dann schien er direkt in den Wasserfall hineinzugehen. Er verschwand, und Sekunden später war auch von Katiya nichts mehr zu sehen.

Durch geheime Gänge und unterirdische Stollen erreichten sie den Tempel unter den Wassern.

Der Große Shuri, wie der Geist des ehemaligen Singhalesenkönigs Shuriwatha genannt wurde, befand sich im Prunksaal. Dort gab es Wände aus reinem geschlämmten Gold.

Und in jeder dieser Wände waren kunstvolle Marmornischen zu sehen, die mit reinen Rubinen, Saphiren und Diamanten besetzt waren.

Sita, die Großtochter des Königs Raja, befand sich in dem Raum, wo das Gold ihres Urvaters versteckt gehalten wurde!

Es war ein Raum, größer als die Andachtshalle des großen Tempels, in dem sie vor wenigen Stunden noch zu Buddha gebetet hatte.

Überall pures Gold, überall geschliffene und ungeschliffene Steine.

Der Herrscher aus dem Hause der Shuris aber, der Große Shuri selbst, saß auf einem goldenen Hocker, der halb ein Sessel und halb ein Thron war. Auf dem Haupt des grimmigen Herrschers prangte ein goldener Reifen aus getriebenem Gold.

Dieser Reifen war besetzt mit zweiundzwanzig edelsten Rubinen.

Und an der Frontseite, genau in der Mitte, steckte einer der größten Diamanten, den die Welt je gesehen hatte.

Es war das »Feuer des Rajas«, ein Edelstein von riesigen Ausmaßen. Nur der Raja selbst hatte gewußt, daß in diesem Stein eine funkelnde Pracht von 460 Karat enthalten war.

Und hier, in der Tiefe eines Bergsees, hinter dem großen Wasserfall, regierte er und bewachte seinen unermeßlichen Reichtum. In den Nächten aber ließ er seine dienstwilligen Handlanger durch das Land streifen und die schönsten der Tamilenmädchen rauben.

Sie wurden im Tempel zu Tänzerinnen ausgebildet, und jeder, auch der niedrigste Sklave, wußte, daß der Große Shuri einige der auserwählt Schönsten unter ihnen sich auch noch zu Willen machte.

Als Batak mit dem Mädchen Sita auf seinen Schultern jetzt den Prunkraum des Unterwassertempels betrat, ließ der Große Shuri einen schweren Gong anschlagen, der auf einem schweren Marmortisch stand.

Der Große Shuri ließ den Gong zweimal ertönen. Sofort öffnete sich eine weitere Tür, und angetrieben von einer weiteren Schar der schrecklich anzusehenden Gelben Furien wurde eine Schar junger

Mädchen und Frauen in den Saal getrieben.

Der Große Shuri wandte sich an Batak und zeigte auf Sita. »Wer ist es?« fragte er.

»Die Urtochter deines Feindes, die Prinzessin Sita aus der Sippe der Raja.«

»Aus der Königssippe?« fragte Shuri lüstern und erhob sich.

»Ja, großer Herr«, gab Batak zur Antwort.

»Ein guter Fang!« lobte der Shuri. »Wenn ich sie nicht mehr gebrauchen kann, sollst du sie haben, Batak, mein treuer Diener.«

Batak fiel vor seinem Herrscher in die Knie. Fast hätte er dabei seine Gefangene abgeworfen.

»Ist sie noch bewußtlos?« fragte der Shuri.

»Ja, erlauchter Herr«, sagte Batak.

»Dann leg sie auf den Diwan dort drüben«, sagte er. »Und ihr«, rief er den Gelben Furien zu, »macht die Mädchen zum Tanz bereit. Meine Augen wollen sich heute entzücken.«

In diesem Augenblick schlug Sita die Augen auf.

Sofort war Batak bei ihr, riß sie vom Diwan hoch und schob sie auf Shuri zu. Dann griff er blitzschnell nach der oberen Hälfte ihres Kleidungsstücks und zog zweimal daran.

Mit bloßem Oberkörper stand Sita vor dem Herrscher über alle Shuris.

»Sita«, sagte Batak. »Die Tochter des Königs Raja. Sie gehört dir, erhabener Herr.«

»Meine Augen sind schon entzückt«, sagte er. »Geht alle hinaus. Und laßt dem Mädchen Datteln bringen, und Mangofrüchte und Ananas. Und eine Schale mit heißem Tee. Ihr schwarzes Haar schmückt ihr mit den schönsten Orchideen, die im Tempelgarten wachsen. Dann geht alle hinaus. Das Mädchen wird allein für mich tanzen. Ihr werdet mir Sita, die Königstochter, überlassen. Beeilt euch jetzt.«

Einige tausend Kilometer vom Tatort entfernt lag eine kleine Insel mit einem herrlichen Badestrand. Es war die Insel Hyeres, vor der Südküste Frankreichs.

Im weichen, gelbweißen Sand einer verschwiegenen Badebucht lag ein Mann und verfolgte die Schwimmbewegungen eines gutgebauten Mädchens.

Der Mann war Professor Zamorra, der Schrecken aller überirdischen Wesen und Dämonen.

Das Mädchen hörte auf den Namen Duval. Nicole Duval. Gerade kam sie aus dem Wasser und ging mit langen Schritten am Strand entlang.

Er freute sich ganz ohne Neid, daß Nicole der männlichen Besucherschar am Strand gefiel. Und er war stolz auf sie. Sie war die

beste Sekretärin und Mitarbeiterin, die er sich denken konnte. Und bei manchem harten Einsatz in der Welt der Übersinnlichen hatte sie ihm mit Mut, ja mit Kühnheit und Verwegenheit tatkräftig zur Seite gestanden. Sie war viel mehr als eine gute Sekretärin. Längst war sie ihm eine gute Freundin geworden.

Nicole kam auf Zamorra zu und blieb ein paar Schritte vor ihm stehen. Dann schüttelte sie sich das Wasser aus dem blonden Haarschopf und griff nach einem Badetuch.

»Ich muß eine Zeitung haben«, sagte sie. »Man erzählt sich am Strand eine neue Schauergeschichte über eine verschwundene Prinzessin. Ich möchte mehr darüber wissen.«

»Bestimmt eine Zeitungsente«, sagte Zamorra, der heute wenig Lust verspürte, sich mit dem Schauermärchen eines Zeitungsreporters zu befassen. Er hatte die kleine Insel, das kleine Hotel, die hübsche Badebucht gewählt, um ein paar Tage Entspannung zu finden.

Er hatte sie wie Nicole nach manchem harten Einsatz redlich verdient. Unterhalb des Hotels stand ein Kiosk, wo man Süßigkeiten, Zigaretten und Zeitungen kaufen konnte.

Bald kam das junge Mädchen zurück. Jetzt ging sie viel langsamer.

Sie war noch während des Gehens in einen Zeitungsartikel vertieft.

Als sie vor Zamorra hintrat, hielt sie ihm die Zeitung mit einer dicken Überschrift hin und zeigte darauf. PRINZESSIN DER TAMIEN SPURLOS VERSCHWUNDEN, konnte Zamorra lesen. Sofort griff er nach der Zeitung, die Nicole ihm bereitwillig überließ. Und dann konnte er die sensationelle Nachricht selbst lesen. Und er wußte sofort, daß dieser Bericht keine Zeitungsente war. Der Artikel war viel zu sachlich, um als sensationslüstern zu gelten. Dann legte Zamorra die Zeitung aus der Hand.

»Es ist der dritte Fall in einer Woche«, sagte Nicole.

Zamorra nickte.

»Und jedesmal ein junges Mädchen, das gekidnappt wird«, fuhr Nicole fort.

»Ja«, sagte der Professor. »Ich weiß, was du sagen willst, Nicole.«

Auch er brachte die in der Zeitung genannte Prinzessin Sita, vom Stamme der Rajas, in Verbindung mit den übrigen Fällen von Mädchenraub. Drei Mädchen in einer Woche.

Mit einem schnellen Entschluß erhob sich Zamorra.

Das war das Zeichen für Nicole.

»Wir fliegen, Professor, nicht wahr?«

Zamorra sah ihr fest in die Augen.

»Tut mir leid, Nicole«, sagte er. »Ich hätte dir einen längeren Urlaub gegönnt.«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, großer Meister«, sagte sie lächelnd. »Du weißt genau, daß ich ein Stück deiner Arbeit bin. Und

daran soll sich nichts ändern. Also, was meinst du? Ich werde gleich buchen, nicht wahr?»

»Bitte«, sagte Zamorra. »Kümmere dich um die schnellste Flugverbindung. Und laß dir die Rechnung bereitlegen.«

»Müssen wir zum Château zurück?« fragte die Sekretärin.

»Nein«, gab Zamorra zur Antwort. »Das wäre ein großer Zeitverlust. Wir müßten dann eine Maschine von Paris aus nehmen. Aber wir werden natürlich von Marseille aus fliegen. Den Wagen können wir bestimmt irgendwo am Flughafen lassen.«

In einer halben Stunde waren alle Formalitäten erledigt. Zamorra lenkte den Wagen auf die Fähre zu, die sie von der Insel zum Festland zurückbringen würde.

Und nur eine weitere Stunde später waren sie mehr als sechstausend Meter hoch in der Luft, in der Linienmaschine Paris-Marseille-Bangkok.

Aber Nicole hatte nur bis Karatschi gebucht. Das würde die kürzeste Strecke sein.

Nicole studierte in den Flugplänen, die sie am Schalter des Flughafens von Marseille erstanden hatte. Aber sie fand keinen direkten Anschluß von Karatschi über Südindien nach Ceylon.

Als Zamorra erwachte, sagte sie es ihm.

»Das ist kein Problem«, meinte der Professor. »Man wird ja schließlich in Karatschi wissen, wie man uns nach Ceylon weiterverfrachtet.«

»Und wenn es keine Linienflüge dorthin gibt?« wandte Nicole ein.

»Es gibt zahlreiche Gesellschaften, die Touristenflüge nach Ceylon angesetzt haben. Die Insel ist ein Ferienparadies geworden. Wir werden mit etwas Glück zwei freie Plätze in einer Maschine bekommen.«

»Hoffentlich«, sagte Nicole mit einem Seufzer. »Wo liegt das eigentlich, dieses – ich habe den Namen vergessen mein Freund und Boß.«

»Du meinst diese Tempelstadt, sie heißt Mihintale.«

In diesem Augenblick fühlte sich Zamorra von hinten leicht an der Schulter gefaßt.

Zamorra drehte sich um. Das Gesicht eines Fremden sah ihm entgegen. Ein freundliches, männliches, braunes Gesicht. Der Mann war ein Inder.

»Verzeihung, Monsieur. Pardon, Mademoiselle«, sagte er in einwandfreiem Französisch. »Ich bin nicht neugierig. Aber ich habe zufällig einen Teil Ihrer Unterhaltung mitbekommen. Wie ich ihr entnehme, sind Sie in einer kleinen Verlegenheit. Und wenn ich Ihnen

nicht aufdringlich erscheine, darf ich Ihnen einen Vorschlag machen.«

»Bitte, Monsieur«, sagte Zamorra.

»Sie gestatten, daß ich meinen Namen nicht nenne. Er ist für Ihre Zunge zu schwierig auszusprechen. Aber ich bin der Chef der Ceylon-Tee-Exporte. Das wird Ihnen mehr sagen.«

»Gewiß, Monsieur Randthanakaipharati«, sagte Zamorra mit größter Ruhe und einem durchdringlichen Lächeln.

Der Inder stutzte.

»Ich habe über Ihre Plantagen einmal gelesen«, erklärte Zamorra.

»Da wurde Ihr Name erwähnt. Und ich habe ihn einfach behalten, das ist alles. Aber bitte, fahren Sie fort. Sie kommen also jetzt von einer Tee-Auktion in Paris und fliegen, wie ich vermute, über Karatschi nach Ceylon zurück. Weiter darf ich annehmen, daß Sie irgendwo auf dem indischen Kontinent eine Privatmaschine stehen haben. Es dürfte eine viersitzige Cessna sein. Und wie ich Sie einschätze, wollen Sie die unschätzbare Güte haben, meine Sekretärin und mich zum Flug nach der Insel einzuladen.«

»Sind Sie Zukunftsdeuter?« fragte der Inder erstaunt.

»Ein wenig«, gab Zamorra zurück.

»Und darf ich mir erlauben, die Frage zu stellen, was Sie auf Ceylon wollen? Sie sehen mir nicht aus wie ein Mann, der sich nur als Tourist dorthin begibt, um die Sonnenuntergänge und die Orchideen zu bewundern.«

»Diese Auskunft gebe ich Ihnen gern, Monsieur«, sagte Zamorra.

»Ich werde nach Mihintale gehen, um die Shuris zu jagen. Die Zeitungen vermuten zwar nur, daß diese Gelben Furien hinter den Mädchen der Rajas her sind, aber meine Theorie darüber ist bereits weiter gediehen.«

Der Inder saß mit weit aufgerissenem Mund hinter Zamorra.

»Sie – Sie wollen sich mit den Geistern der Shuris anlegen, Monsieur?« fragte er ungläubig.

»Ich habe es vor«, sagte Zamorra knapp.

»Dann – dann müssen Sie Professor Zamorra sein«, sagte der andere mit fassungslosem Staunen. »Und Ihre sehr reizende Begleiterin ist Mademoiselle Nicole Duval, nicht wahr? Wie Sie sehen, verstehe auch ich mich aufs Zeitunglesen. Und Namen kann ich mir auch merken. Ist meine Vermutung richtig, Professor? Sind Sie Professor Zamorra?«

»Ich bin Professor Zamorra«, sagte der Franzose. »Und dies ist meine überaus reizende und ebenso tüchtige Mitarbeiterin, Nicole Duval.«

Der Inder war so beeindruckt, daß er Zamorra und Nicole auf echt europäische Art die Hände schüttelte. Fast fünf Minuten lang erging er sich in Lobessprüchen über die Kunst und den Mut und die übernatürlichen Fähigkeiten des geradezu phänomenalen Professors.

Er vergaß darüber ganz seine kleine Mission.

Zamorra mußte ihn endlich danach fragen.

»Verzeihung«, sagte der Inder. »Ich habe ganz darüber vergessen. Also, wir werden vermutlich in einer Stunde in Karatschi landen. Am frühen Morgen geht eine Kursmaschine nach Südindien, über Bangalur nach Madurai. Ich fliege bis Bangalur, besteige dort meine Sportmaschine und bin noch vor dem Mittagessen in Colombo. Wenn ich Sie und Mademoiselle mitnehmen darf, schätze ich mich sehr glücklich, Ihnen einen kleinen Gefallen zu erweisen.«

»Sie tun uns viel mehr als einen kleinen Gefallen«, sagte Zamorra dankbar. Der Inder wehrte ab und schlug vor, die Zeit bis zur nächsten Landung noch zum Schlafen auszunutzen.

Es war Nacht auf dem Flughafen von Karatschi. Buntes, quirlendes Leben, das Heulen der Düsenmaschinen, das geschäftige Treiben wie auf jedem Weltflughafen.

Dann kam der verhältnismäßig kurze Flug von Karatschi nach Bangalur. Alles verlief ohne Zwischenfälle.

Nach einem ausgiebigen Frühstück in der Flughafenkantine lud der Inder seine Gäste in seine Sportmaschine ein.

Der Inder war ein gewandter und sicherer Pilot. Und er ließ es sich nicht nehmen, seinen Fluggästen die Schönheiten der Insel zu zeigen.

Zamorra und Nicole erlebten zwei faszinierende Stunden voller Romantik und Farbenpracht.

Die Festung Jaffna kam auf sie zu, die alte Wehrburg der Holländer. Und dann das prächtige Blau der weit ausladenden Lagunen!

Die Wälder der Kokos- und Palmyrapalmen! Der herrliche weiße Sandstrand, der selten unterbrochen wurde.

Sie überflogen Flüsse, folgten den Tropenwäldern hinter der Küste. Dann aber sprach der Inder von den Gefahren der Insel. Von den Raubtieren, von den vielen Fallen des Urwalds, und schließlich von den Dämonen.

»Ich würde Ihnen gern weiterhelfen«, sagte er. »Aber ich muß mich sofort nach meiner Ankunft in Colombo meinen Plantagen widmen. Ich bin mehrere Tage weg gewesen, und...«

»Ich verstehe«, unterbrach ihn Zamorra. »Sie brauchen sich doch nicht zu entschuldigen. Wir sind Ihnen zu großem Dank verpflichtet, daß Sie uns so schnell in die Nähe unseres Zieles gebracht haben. Können Sie uns sagen, wie wir von Colombo aus am besten weiterkommen?«

»Sie wollen direkt nach Mihintale?« fragte der Inder zurück.

»Ja. Nach den Zeitungsberichten sind alle drei bisherigen Fälle von Mädchenraub in der Nähe der großen Tempel geschehen.«

»Sie können natürlich in Colombo einen Leihwagen nehmen,

Monsieur, dann sehen Sie zu wenig von den Schönheiten der Insel. Folgen Sie meinem Rat und nehmen Sie von der Hauptstadt aus den Zug. Es gibt eine gute Verbindung quer durch das ganze Land, bis zum Norden hinauf. Steigen Sie etwas nördlich von Mihintale aus, in Anuradhapura. Die Stadt ist sehenswert.«

»Ich habe die Geister der Shuris zu suchen«, sagte Zamorra. »Und die verschwundenen Mädchen zu finden.«

»Wenn ich Zeit hätte, würde ich für Sie beten«, sagte der Inder.

»Tag und Nacht. Sie gehen einem großen Abenteuer entgegen. Sie und Ihre hübsche Begleiterin.«

»Das ist unser Beruf, Monsieur«, warf Nicole Duval da ein.

Für eine Sekunde lang drehte der indische Pilot sich dem Mädchen zu.

»Sie sind ein schönes und ein tapfereres Mädchen«, sagte er nur.

»Und Ihr Professor ist zu beneiden.«

Bald setzte die Maschine auf der Landebahn auf.

Der Inder winkte einem Wagen heran, der die Gepäckstücke aufnahm und zur Empfangshalle rollte.

Zamorra fragte noch nach dem Wechselschalter. Dann sah er, wie ein indischer Boy auf den Piloten und Plantagenbesitzer zukam und einen Wagenschlag öffnete.

Zamorra bedankte sich herzlich bei dem Inder. Eine solche spontane Freundlichkeit und Hilfe war ihm im Leben selten widerfahren.

Dann tauschte er einige Traveller-Checks gegen Münzen und Scheine der ceylonesischen Währung ein. Erstaunt sah er den Rechnungszettel. Man hatte ihm als Touristen einen Rabatt von über vierzig Prozent bewilligt! Zamorra traute seinen Augen nicht.

Er erkundigte sich bei der Schalterbeamtin.

»Das hat seine Richtigkeit, Sir«, sprach sie ihn auf Englisch an.

»Wir gewähren diesen Rabatt jedem Touristen auf der Insel. Schließlich lassen Sie das Geld ja wieder hier.«

Seltsam, dachte Zamorra. Wenn ich einmal zu einem richtigen Urlaub komme, werde ich ihn auf Ceylon verbringen.

»Komm, Nicole«, sagte er, ließ seine Koffer zu einem kleinen Bus der Flughafengesellschaft tragen, entlohnte den Gepäckträger und bestieg mit Nicole den Bus.

In Colombo fanden sie bald einen Zug, der nach dem Norden des Landes fahren sollte.

Zamorra und Nicole aber sollten bald dem aufregendsten und zeitraubendsten Abenteuer entgegenfahren, das sie seit langem erlebt hatten.

»Setz dich!« sagte der Große Shuri zu dem Mädchen Sita. »Setz dich

hin und iß!«

Sita gehorchte. Sie nahm auf dem Diwan Platz und aß von den Früchten, trank von dem heißen Tee, der sie ein wenig belebte und ihr neuen Mut gab. Dann sah sie die Blicke des Shuris. Schnell machte sie einen Schritt nach vorn, hob das Oberteil ihres Gewandes auf, das Batak achtlos auf den Boden geworfen hatte, als er das Mädchen seinem Herrscher präsentierte.

Mit zwei geschickten Bewegungen wickelte Sita das farbenprächtige Tuch um ihren entblößten Oberleib. Der Shuri grinste sie an.

»Du wirst es gleich wieder ablegen«, sagte er mit rauher Stimme.

»Du wirst dem Großen Shuri zeigen, wie dein Körper gewachsen ist. Ich will dich tanzen sehen, und du wirst mir gehorchen.«

»Du kannst der Tochter eines ehemaligen Königs nicht befehlen«, sagte das Mädchen ruhig.

Der Shuri sah das Mädchen grimmig an.

»Ich kann dir befehlen, was ich will«, sagte er verächtlich. »Du bist in meiner Hand. Und deinen Vater gibt es schon lange nicht mehr. Die Rajas sind tot, die einmal Könige waren in diesem Land. Und wer ist dein Vater und was ist er?«

»Mein Vater ist nicht nur reich, sondern auch stolz und sehr tapfer. Er wird dich finden und sich an dir rächen. Für jedes Haar, das du mir krümmen wirst, sollst du eine fürchterliche Strafe erhalten.«

Der Shuri lachte höhnisch auf.

»Du weißt nicht, was du sagst, Sita. Denn du weißt nicht, wo du bist. Meine Diener haben dich betäubt, bevor sie dich in meinen Tempel brachten. Es gibt nur versteckte und geheime Eingänge zu diesem Freudentempel unter den Wassern. Niemand wird ihn finden. Und wer hier einmal gefangen war, wird das Tageslicht nie wieder sehen. Er würde uns verraten, wenn wir ihn freiließen. Du bist meine Sklavin, und wenn du nicht gehorchst, wirst du sterben. Nun lege das wieder ab«, sagte der Shuri und zeigte auf das Stoffbündel an Sitas Oberkörper.

Sita stand vom Diwan auf und wich bis an die hintere Wand des Prunksaales zurück. »Du wirst mich nicht anrühren!« schrie sie.

»Ich werde dich tanzen sehen, Sita. So oft und so lange ich will. Und dann werde ich dich anrühren, so oft und so lange ich will. Und wenn du dich weigerst, werde ich Siri holen lassen, damit sie uns zusieht.«

Als der Shuri diesen Namen nannte, wurde Sita bleich und begann zu zittern. Siri war der Name ihrer Schwester, die vor einigen Tagen spurlos verschwunden war. Sollte dieser Unhold auch sie in seiner Gewalt haben?

»Ist Siri – ist sie auch hier, in deinem Tempel?«

»Ja«, sagte der Shuri. »Und es geht ihr nicht sehr gut. Sie kann nicht auf dem Rücken liegen, und sie hat starken Hunger, die Ärmste.«

Sita wäre am liebsten wie eine Raubkatze auf den Shuri zugesprungen. Sie ballte die Hände zu Fäusten. Aber sie sah ein, daß sie darin nur allzu lächerliche Waffen hatte. Sie würde weder gegen den Shuri selbst ankommen noch gegen seine Gelben Furien, die er beim geringsten Angriff rufen würde.

»Was hast du mit Siri gemacht?« fauchte sie los. »Wo ist sie? Kann ich sie sehen?«

»Du darfst sie nicht sehen. Und ich habe gar nichts mit ihr gemacht. Das hat Katiya für mich besorgt.«

Plötzlich, als der Shuri das sagte, kam Sita eine Idee. Wenn dieser gräßliche Geist von einem König sich ihr allzu sehr nähern wollte, würde sie zu einer prächtigen List greifen können.

Sita frohlockte innerlich.

»Dieser Knecht, dieser erbärmliche Hund von einem Katiya, besorgt ja so manches für dich«, sagte sie ruhig.

Der Shuri stutzte, sagte aber nichts darauf.

»Und warum laßt ihr Siri hungern?« fragte Sita weiter.

»Die Stockschläge hat sie erhalten, weil sie nicht vor mir tanzen wollte. Und hungern muß sie seit drei Tagen, weil sie uns nicht sagen will, wo eure Schwester Manika ist. Ich hoffe, du wirst da ein wenig klüger sein und mir sagen, wo ihr das allerliebste Kind versteckt haltet.«

Sita fühlte das Blut an ihre Schläfen pochen.

Die Shuris wollten sich also auch noch Manikas, der jüngsten und zartesten Schwester, bemächtigen!

Nein, dachte Sita. Siri hat euch nichts verraten, und aus mir werdet ihr auch keinen Ton herausbekommen.

»Nun darfst du keine Fragen mehr stellen«, donnerte der Shuri los.

»Du wirst dich jetzt entkleiden und vor mir tanzen, wie ich es will.«

»Ich werde nicht tun, was du willst«, fauchte sie, bereit, sich bis aufs äußerste zu verteidigen.

»Du irrst dich, Mädchen«, sagte der Unhold und kam langsam auf sie zu. Dabei stieß er mit einem Elfenbeinstock gegen den schweren Gong. Sofort erschien eine der Gelben Furien.

»Bring mir eine Peitsche!« befahl der Große Shuri. »Dieses Mädchen versteht meine normale Sprache nicht. Ich muß anders mit ihr reden.«

Die Furie verschwand und kam bald mit einer langen Peitsche wieder. Diese bestand aus einem Schilfrohr, an dessen oberem Ende drei lange dünne Riemen aus Krokodilleleder befestigt waren.

»Also, Sita. Herunter mit dem Kleid und tanze!«

Das Mädchen blieb wie angewurzelt stehen. Erst, als der Shuri bedrohlich näherkam und ein paar schallende Laute mit seiner Peitsche abgab, kroch die Angst in ihr hoch.

Da aber entsann sie sich ihrer List.

»Ich tanze vor dir, Großer Shuri« sagte sie. »Aber ich will wissen, was du mit mir tun wirst, wenn ich dir gehorche.«

Mit wenigen schnellen Sprüngen war sie an dem Unheimlichen vorbei und stand in der Mitte des Prunksaales.

»Du wirst dich an mir satt sehen wollen, nicht wahr?« fragte sie.

»So ist es«, sagte der Shuri und verschlang sie mit den Augen.

»Und dann – was ist dann?« fragte Sita weiter.

»Dann wird der König aller Shuris dir zeigen, wie stark ein König in der Liebe ist.«

»Ha!« rief Sita verächtlich aus. »Du und ein König? Du bist ja kein König mehr, wenn du eine Berührte nimmst. Du machst dich lächerlich, und du wirst verpestet sein wie deine hündischen Diener, die sich über deine Beute hermachen!«

Der Shuri mußte sich einen Augenblick fassen, bevor er reagieren konnte.

Dann trat er dicht vor Sita. Er sah ihre Nacktheit nicht mehr. Ihre Worte waren zu stark für ihn gewesen, zu ungeheuerlich.

»Was hast du da gesagt, du Hündin? Willst du deinen König verhöhnen? Willst du ihn anlügen?«

Sie hatte gesehen, wie ihre Worte auf den Shuri wirkten. Sie mußte ihre List jetzt ganz ausspielen. Sie war diesem Dämon auf Gedeih und Verderb ausgeliefert. Und sie wußte auch, daß er seine Drohung wahr machen würde. Es gab kein Entrinnen für sie aus dem Tempel unter den Wassern, wenn nicht ein Wunder geschah.

»Ich selbst stamme aus dem Geschlecht eines großen Königs«, sagte sie. »Und die Urtochter eines Königs lügt nicht. Ich habe gesagt, was geschehen ist.«

»Du willst sagen, daß ich unrein werde, wenn ich dich nehme?« forschte der Shuri.

»Das habe ich gesagt.«

»Dann muß man dich heimlich genommen haben, bevor ich dich gesehen habe.«

»So ist es«, sagte Sita stolz und öffte in der Überzeugung ihrer Überlegenheit die Stimme des Shuri nach.

Er kam heran, riß ihren Kopf nach oben und sah sie durchdringend an.

»Sag mir den Namen dieses räudigen Hundes!« donnerte er das Mädchen an.

»Es war Katiya, der Anführer deiner Mädchenräuber«, gab Sita ganz ruhig zur Antwort.

Noch einmal sah er sie scharf an.

»Wenn das eine Lüge ist, wirst du es tausend Tage lang unter Qualen bereuen!« schrie er und betätigte von neuem den Gong.

Eine der Gelben Furien erschien kurz darauf.

»Rufe mir diesen Batak her!« befahl der Shuri.

Die ganz in Gelb gekleidete, unbestimmbare Person eilte davon.

Bald darauf trat Batak in den Prunksaal.

»Hast du dieses Mädchen berührt?« fragte der Shuri mit dröhnender Stimme.

»Nein, großer Herr!« wimmerte Batak los. »Du bist der Herr, wir sind die Sklaven, die dir zu dienen haben. Du hast befohlen, und wir haben das Mädchen gefangengenommen.«

»Wer ist das – wir?«

»Nun, eben der Anführer und ich.«

»Wo habt ihr Sita gefunden?«

»Bei den Heiligen Stufen von Mihintale.«

»Und habt sie hierhergebracht. Auf welchem Weg?«

»Auf dem geheimen Pfad im Regenwald. Bis zu dem Versteck hinter dem Wasserfall. Niemand hat uns gesehen.«

»Darum geht es nicht, Batak. Es war ein langer Weg, nicht wahr?«

»Ja, Herr.«

»Und auf einem langen Weg kann viel geschehen, nicht wahr?«

»Ja, großer Geist der Shuris.«

»Gut, Batak. Und nun sage mir nur noch, was geschehen ist.«

Da schwieg der Sklave sich aus.

»Dieses Mädchen behauptet, sie sei nicht nur gefangen genommen worden. Und du behauptest, dich nicht an ihr vergriffen zu haben. Hat Katiya sie beschmutzt und wollte den König mit beschmutzen? Hat er dem Großen Shuri eine Unreine in den Tempel gebracht?«

»Ich – Verzeihung, hoher Herr. Aber auch Katiya ist mein Vorgesetzter. Er ist der Anführer der Gelben, die deine Mädchen fangen und in den Tempel bringen. Ich darf kein Verräter sein.«

»Du bist mein Sklave, mein Eigentum. Und du antwortest, wenn ich dich frage.«

»Ich – Herr, ich kann nicht. Hab Erbarmen mit mir, wenn ich schweige.«

»Du wirst es mir unter Heulen und Zähneknirschen sagen, du feiger Hund!« schrie der Shuri los. Dann langte er nach der Peitsche, ließ sie kurz aufzucken, und schon zeichneten sich drei rote Linien im Gesicht des Sklaven ab.

Batak schrie vor Schmerzen auf und krümmte sich.

»Nun?« sagte der Shuri. »Hat der Sohn eines Schakals dieses Mädchen berührt? Sag es, oder ich lasse dir das Fleisch in Streifen peitschen!«

»Er hat es getan, Herr«, wimmerte Batak und brach zusammen.

Der Shuri tat einen gewaltigen Schlag mit dem Elfenbeinstock gegen den Gong, der laut aufdröhnte.

»Sechs Mann von der Wache in diesen Saal!«, rief er, als einer der Verkleideten durch eine Geheimtür eintrat. »Bring mir die am besten

Bewaffneten. Und dann nimm dir drei weitere Männer und schleife mir den Anführer her.«

»Katiya?« fragte der andere fassungslos.

»Kennst du einen anderen, den ich zum Anführer gemacht habe, blöder Knabe?« schrie der Shuri los. »Wenn ich sage, Katiya wird gefangen hier hereingebracht, dann meine ich Katiya! Hinaus mit dir, und beeile dich!«

Dann wandte er sich der verängstigten Sita zu, die nicht wußte, ob sie sich fürchten oder ob sie triumphieren sollte.

»Du hast im Augenblick gewonnen«, stellte der Shuri sachlich fest.

»Mit einer Unreinen gebe ich mich wirklich nicht ab. Diesem Batak hier wird es bald wieder besser gehen. Er ist einer meiner besten Sklaven. Ich werde dich ihm schenken.«

Sita zitterte bei dem Gedanken, einem Sklaven gegeben zu werden.

Aber sie konnte nicht weiter darüber nachdenken, daß dieses Los vielleicht noch besser wäre, als den Launen und dem Unmut des Shuris selbst ausgeliefert zu werden.

Draußen entstand Lärm. Dann wurde die Tür aufgerissen.

Sechs Männer traten ein, und sie waren schwer bewaffnet, als sollten sie nicht einen Mann hinrichten, sondern einen ganzen Überfall vorbereiten.

Dann kamen drei weitere Wächter, die den Anführer mehr herbeischleppen mußten, als sie ihn führen konnten.

Katiya schien sein Schicksal zu ahnen. Als er eintrat, das verängstigte Mädchen sah, wußte er vollends Bescheid. Und als er Batak am Boden liegen sah, war er sicher, daß der Shuri bereits das Todesurteil über ihn verhängt hatte.

»Was befehlst du, Herr?« fragte einer der Männer.

»Ich befehle, daß ihr ihn in den Grünen Graben werft.«

Als Katiya diese Worte hörte, schrie er auf und bäumte sich unter den harten Griffen der Wachen.

»In den Grünen Graben mit ihm!« schrie der Shuri. »Und stellt die Schleusen gleich an. Aber nur bis zur dritten Stufe. Katiya soll noch viel von seinem Leben haben«, sagte er höhnisch. »Und noch mehr von seinem Tod«, fügte er hinzu.

Die Wächter führten den schreienden Anführer hinaus. Niemand wagte, sich dem Befehl des Shuri zu widersetzen.

Hinter dem Prunksaal verlief ein schmaler Korridor, der mehr als hundert Meter lang war. Von dort aus gelangte man zu einer unterirdischen Treppe aus rohem Felsen. Sklaven hatten diese Treppe für den Shuri anlegen müssen.

Katiya, der verurteilte Anführer, wehrte sich verzweifelt unter den

hart zupackenden Fäusten der drei Wächter. Die übrigen drei, die der Shuri heraufbefohlen hatte, sahen dem grimmigen Treiben mit gemischten Gefühlen zu. Aber keiner von ihnen dachte daran, Katiya eine Chance zu geben oder ihn gar zu befreien.

Sie waren sich einig, daß man ihn bestrafen mußte.

Einer der Wächter öffnete den Deckel, der über der Öffnung zum Wasserschacht angebracht war.

Dann stießen sie ihr Opfer hinunter in das Dunkel des felsigen Schachtes.

Ein zweiter lief zurück in den Hauptflur und zog einen Hebel herunter. Durch einen geheimen Mechanismus, den nur der Shuri selbst kannte, wurden die Schleusentore zu vier mächtigen Höhlen geöffnet. Diese Höhlen speicherten das einfallende Regenwasser aus den Bergen. Wenn die Schleusen geöffnet wurden, schoß das Wasser in riesigen Strudeln heraus und überflutete die Tunnel, die zu dem Schacht führten.

Er hatte den Wächtern befohlen, die dritte Stufe einzustellen. Das bedeutete, daß einem Mann wie Katiya das Wasser bis kurz unter das Kinn gehen würde, wenn er sich im Schacht aufrecht hinstellte.

In der unsichtbaren Tiefe des Berges öffneten sich die Schleusentore. Katiya hörte die Massen des tosenden Wassers schon von fern heransauschen.

Er wußte, daß es sinnlos war, aber er schrie um Hilfe, so entsetzlich erfaßte ihn jetzt die Todesangst.

Jetzt war das Wasser schon in der Mitte der Tunnel.

Katiya hörte, wie es in zwölf unheimlich drohenden Rohren heranschoß.

Und schon gischte der erste meterdicke Strahl wie ein Brecher in den Felsenschacht.

Katiya lag noch am Boden. Er glaubte, bei dem Sturz aus der Höhe Arme und Beine gebrochen zu haben. Aber er mußte sich aufrichten, wenn er nicht sofort ertrinken wollte.

Das Wasser kam näher, und Katiyas Schreie gingen in ein langgezogenes Wimmern über.

Zwei Stunden hielt er es aus. Dann verließen ihn die Kräfte. Willenlos, gebrochen und ohne einen Funken von Widerstand, ließ er sich umfallen.

Er kippte um und hörte das Echo vom Aufschlag seines Körpers im Wasser durch die Weite des Schachtes hallen. Minuten später war er ertrunken.

Professor Zamorra hatte mit Nicole Duval soeben den Zug verlassen und suchte den Weg nach Mihintale, dem Ort der Heiligen Stufen.

Fast eine halbe Stunde lang erkundigte sich Zamorra vergeblich nach den Rajas, den Shuris und nach der Straße, die hinauf nach Mihintale führte. Er war mehr als verwundert darüber. Und Nicole, die auf den ersten Blick die Einwohner der Insel für gastfreundlich und umgänglich gehalten hatte, teilte das Erstaunen ihres Chefs.

»Sie scheinen etwas gegen Fremde zu haben«, sagte sie schließlich.

Sie hatte ihren Koffer an den Straßenrand gestellt und sich darauf gesetzt.

Zamorra stand inmitten seiner beiden schweren Reisekoffer und wußte nicht recht, was er beginnen sollte. Es war ihm unverständlich, daß alle Befragten ihm auf eine äußerst merkwürdige Art auswichen.

Schließlich trat ein junger Bursche von etwa sechzehn Jahren auf Zamorra zu und verbeugte sich.

»Sir, ich werde Ihnen zeigen, wo der Sahib Raja wohnt. Darf ich Ihre Koffer nehmen?«

Ohne eine Antwort abzuwarten, ergriff der Tamile Nicoles Koffer sowie einen des Professors. Zamorra nahm den letzten vom Boden auf und folgte seinem neuen jungen Führer.

»Warum fliehen die Menschen alle?« fragte er. »Und warum haben sie Angst vor dem Namen der Rajas wie der Shuris?«

»Ich kann sagen, Sir«, meinte der junge Tamile. »Sie sprechen nicht unsere Sprache, aber daran liegt es nicht. Jeder in der Stadt kann sprechen ein wenig Englisch. Aber die Singhalesen dürfen nicht hören und nennen den Namen der Shuris, denn es sind ihre alten Könige. Wenn Sie fragen nach Mihintale, die Menschen fürchten den Zorn und die Rache der Shuris.«

»Das ist die eine Seite«, sagte Zamorra. »Und das kann ich verstehen. Aber die Tamilen weichen mir ebenso aus.«

»Sie sind es, die von den Shuris gehaßt werden. Sie fürchten, daß man sie bestraft, wenn sie Ihnen Auskunft geben.«

»Und warum?« wollte Zamorra wissen.

Der Ceylonese lächelte hintergründig.

»Es gibt viele Väter mit vielen schönen Töchtern«, sagte er geheimnisvoll.

Da spürte Zamorra, wie der junge Mann von der Mission ahnte, die ihn nach Ceylon geführt hatte.

»Du weißt, warum ich hier bin?« fragte er.

»Ich weiß gut«, sagte der junge Mann. »Und jeder Mensch weiß es. Sie spüren es. Sie spüren die Geister, und sie spüren den Geist, der gegen die Shuris kämpfen will. Sie haben es im Blut, sie haben es im Gefühl. Man kann es nicht erklären, Sir. Es ist da – wie der große dichte Wald und wie die Blumen und wie das Wasser und die Berge. Die Menschen hier spüren, was in und über der Erde vorgeht. Sie spüren alles. Sie wissen, wie gefährlich die Shuris sind. Und keiner

glaubt, daß man die Furien des alten Königs besiegen kann.«

»Es gibt also diese Furien?« fragte Zamorra schnell. »Manche glauben nicht«, sagte der Tamile. »Aber die meisten wissen genau. Sie kennen nicht die Wohnung und den Tempel der Shuris. Aber es muß einen Tempel der Furien geben. Irgendwo im dichten versteckten Wald. Denn sie halten den Goldschatz des Königs Raja versteckt. Diesen Schatz hat es gegeben. Das weiß jeder, und es haben noch bis vor kurzer Zeit Diener aus dem Königshaus gelebt, die den Schatz gesehen haben. Er kann nicht verschwinden, Sir. Die Gelben Furien des Shuris haben ihn versteckt und bewachen ihn. Da vorn ist das Haus des Raja, Sir.«

Der Tamile machte mit dem Kopf ein Zeichen nach vorn. Die Last der Koffer schien ihn nicht zu beeindrucken. Das Schleppen von schweren Gegenständen mußte ihm längst vertraut sein. Vielleicht war er einer der jungen Transportarbeiter, wie sie hier überall auf den Plantagen gebraucht wurden.

Der Raja stand in der Tür des Gebäudes, das der junge Mann als »Haus des Raja« bezeichnet hatte. Das war eine Untertreibung.

Zamorra und Nicole sahen einen kleinen Palast vor sich liegen, ein Herrenhaus, das mit großem Pomp errichtet war und an die dreißig Zimmer haben mußte.

Der Raja war auf den ersten Blick als stolzer Erbe eines mächtigen Mannes zu erkennen. Seine Haltung und seine Gebärden waren königlich, auch wenn er sich ganz mit seiner modernen Rolle als Kaufmann zufrieden zu geben schien.

Er machte keine großen Umstände und lud die beiden Fremden herzlich in seinen Palast ein.

Das Herrenhaus war mit den erlesensten Möbeln und Kunstgegenständen ausgestattet.

»Ich habe meinen Diener mit Ihnen kommen sehen, Sir. Ich habe gewußt, was Sie nach Ceylon führt. Von der ersten Sekunde an. Ich darf keine großen Worte verlieren. Sie werden in dem jungen Mann jede Hilfe finden, die Sie brauchen. Meine Trauer um meine zwei verschwundenen Töchter ist sehr groß. Sie gebietet mir zu schweigen. Ich habe von Ihrer Macht gehört, und ich wünsche Ihnen, daß Sie meine Töchter finden. Auch habe ich Sorge um meine Jüngste, die noch bei meinen Eltern ist, drüben in Sigiriya. Ich hoffe, die Hunde der Shuris werden sie nicht ergreifen. Finden Sie meine Töchter, Sir, oder ich werde mich umbringen müssen, weil ich sie nicht beschützen konnte.«

»Was ist mit dem Goldschatz der Raja-Könige?« fragte Zamorra.

»Es gibt diesen Schatz. Er gehörte dem König Raja, welcher der Vater meines Vaters war. Ich habe als Kind den Schatz gesehen. Ich weiß nicht, wie groß er ist. Wenn ich recht überlege, dürften allein das Gold

und die Edelsteine einen Wert von dreißig Millionen Dollar haben. Aber ich kümmere mich nicht um den Schatz. Er gehört vergangenen Zeiten an. Wir haben den Maharadscha Shuriwatha besiegt, und er hat den Vater meines Vaters besiegt und seinen Schatz geraubt. Das war sein Recht des Siegers. Ich bin reich, meine Plantagen bringen mir jeden Gewinn, den ich wünsche. Aber die Geister werden mich töten, wenn ich meine Töchter ungeschützt in den Klauen der Shuris lasse. Suchen Sie meine Töchter, Sir, und Sie schenken mir ein neues Leben. Der Goldschatz ist mir nicht wichtig.«

»Ich werde die Shuris finden«, sagte Zamorra.

»Viele haben es versucht«, gab Raja zurück. »Viele sind nicht wiedergekommen aus der Tiefe des unheimlichen Waldes. Viele sind in den Rachen der Krokodile geendet. Viele sind die Felsen hinabgestürzt, und niemand weiß, ob es ein Unfall oder die Tat der Shuris war. Seien Sie wachsam, Sir.«

»Welche Waffen raten Sie mir anzuwenden?« fragte der Professor.

Ein kurzes Lächeln huschte über das leidvolle Gesicht des Raja.

»Es gibt nur eine Waffe, Sir«, sagte er leise und erhob sich. »Lassen Sie Gewehre und Pistolen hier. Sie werden hier wohnen. Ich lasse Ihnen und der jungen Dame je ein Gästezimmer richten. Aber lassen Sie die gebräuchlichen, die üblichen Waffen hier. Wenn Sie eine Waffe einzusetzen haben, dann verwenden Sie Ihren Geist, Sir. Aber er muß gut sein, sehr gut, und schnell und wendig, und er muß mit der größten List und der schärfsten Heimtücke der Shuris rechnen. Ich ziehe mich zurück, Sir. Mein Diener wird sich um Sie und die Miß kümmern. Die guten Geister mögen Ihnen Kraft und List und Schlaueit geben.«

Dreißig Minuten mit dem Wagen bis Mihintale, hatte der Diener gesagt. Er schaffte die Strecke in weniger als zwanzig Minuten, denn er war sehr ehrgeizig und wollte dem fremden Professor ein guter und zuverlässiger Helfer sein.

Dann brachte er den Wagen, einen schweren amerikanischen Fünfsitzer zum Halten.

Er zeigte auf eine undurchdringliche Baumgruppe vor sich.

»Dort ist Mihintale«, sagte er. »Hinter dem Waldstück beginnen die Heiligen Stufen.«

Zamorra fuhr mit der Hand unwillkürlich unter das Hemd. Es war ein gutes und sicheres Gefühl, das Amulett bei sich zu haben, dessen magische Kräfte ihm schon oft den Weg zu den finsternen Dämonen gewiesen hatte.

Er preßte die Hand um das Amulett, um seine wundertätige Kraft in sich einströmen zu lassen. Und augenblicklich spürte er, daß er von

hier aus auf die Spur der Shuris kommen würde.

Sie stiegen aus. Nicole hielt sich dicht neben ihm, und der junge Führer ging ihnen einige Schritte voraus.

Sie nahmen nicht den Weg zu den Heiligen Stufen, weil um diese Zeit noch keine Pilger und Mönche unterwegs waren. Zamorra aber wollte sich neben der Umgebung auch die Menschen ansehen.

Da sah er vor sich einen der jungen Mönche gehen, wie man sie überall vor den Tempeln Buddhas sehen konnte. Ein langes gelbes Gewand, der Kopf mit der üblichen Tonsur versehen, da die Haartracht bei den Mönchen verpönt war.

Zamorra sollte sich bald darüber ärgern, daß er seinen Begleiter nicht sofort nach den Mönchen des Buddha befragte.

»Gibt es noch andere Wege hinauf auf den Berggipfel?« rief er dem jungen Tamilen zu.

Der Führer wandte sich um und blieb stehen.

»Es gibt viele, Sir. Manche sind bekannt, manche sind unbekannt.«

»Es ist ziemlich sicher, daß die Töchter des Raja aus dieser Gegend entführt sein worden müssen. Wenn wir annehmen, daß irgendwo dort oben hinter den Wäldern der geheime Tempel der Shuris liegt – wie und auf welchem Wege würdest du sie dorthin bringen, ohne entdeckt zu werden?«

Der Tamile dachte nach. »Nicht auf der Straße, und nicht auf dem Weg, der direkt am Ganga entlangführt.«

»Am Ganga? Was ist das?«

»Das ist der große Fluß da unten«, gab der Führer Auskunft. »Jeder Fluß heißt Ganga, und dieser hier ist unser Ganga. Wir nennen ihn nur so.«

»Gut, weiter.«

»Ich würde einen Weg wissen, wenn ich ein Shuri wäre«, sagte der Tamile langsam. »Aber ich bin kein Shuri und kann nicht wissen, welcher Weg richtig ist. Die Shuris gehen auf Wegen, die kein Mensch kennt.«

»Und kennst du einen anderen Weg?« fragte Zamorra.

»Ich gehe manchmal auf den Berg, wenn ich allein sein will und nachdenken möchte«, sagte der Tamile. »Ich kenne einen Weg, der schneller auf den Gipfel führt. Aber wir können ihn heute nicht mehr bis ganz hinauf gehen.«

»Warum nicht?« wollte der Professor wissen.

»Zu spät, Sir. In einer Viertelstunde sehen wir nichts mehr. Dann stürzen wir ab. Der Felsweg ist steil und gefährlich. Man kann ihn nur am Tage gehen.«

Zum erstenmal meldete sich Nicole zu Wort.

»Aber es ist doch noch taghell, äh... sag mir, wie du heißt, junger Freund.«

Der Tamile lächelte freundlich. Er war als Diener ein Namenloser und war schon glücklich, wenn man seinen Namen wissen wollte.

»Ich bin Shandri«, sagte er bescheiden.

»Gut, Shandri. Es ist doch noch ganz hell, nicht wahr?«

Der Führer sah zum Himmel hinauf. »Zwölf Minuten«, sagte er.

Zamorra zeigte auf eine kleine Felsnase, die sich am unteren Drittel des Berges wie ein steiniger Vorhang aus dem Gestein hob.

»Können wir wenigstens noch bis dorthin gehen?« fragte der Professor.

»Sechs Minuten«, sagte der Führer Shandri.

»Also los!« meinte Zamorra und wartete gar nicht darauf, daß der Tamile ihm voranging. Er war zu tatendurstig, er mußte mehr über die Gegend wissen. Er mußte alles erkunden und die geheimsten Verbindungswege auskundschaften.

Er sollte bald staunen.

Sie stiegen bergan. Der Weg war nicht sonderlich beschwerlich.

Nach sechs Minuten war der kleine Felsvorsprung erreicht.

Sprachlos vor Bewunderung sahen Zamorra und Nicole auf das Schauspiel, das sich ihnen bot.

Sie sahen zum erstenmal in ihrem Leben, wie die Sonne wirklich versank!

Sie senkte sich nicht langsam dem Horizont entgegen. Sie schien auf einer unsichtbaren Laufschiene herunterzurutschen oder schrittweise zu purzeln. Man konnte sehen, wie sie unaufhörlich Zentimeter um Zentimeter den Felsen im Hintergrund näherkam.

Und diese Sonne war ein glühender roter Ball von der doppelten Größe der heimatlichen Sonne in Paris oder Marseille oder in der Provence!

»Unglaublich!« sagte Nicole Duval ergriffen.

»Ja, es ist faszinierend«, gab Zamorra zu.

»Kommen Sie, Sir«, drängte der Führer Shandri. »Hier wird alles gleich so dunkel sein wie in einer tiefen Höhle.«

Es war unvorstellbar für Zamorra und Nicole, aber Shandri hatte recht. Der Professor sah noch einmal auf die Sonne. Der untere Rand des mächtigen Ballons aus Feuer und Gas berührte soeben die Felsspitze am Horizont. Und nur Sekunden später war der halbe glutrote Ball schon hinabgetaucht. Noch zehn Sekunden, noch zwanzig Sekunden, und die Sonne war verschwunden.

Es gab keine Dämmerung. Noch eben war es taghell gewesen, und schon hatte sie die drohende Nacht eingekreist.

Felsen und Regenwand waren in ein undurchdringliches tiefes Schwarz getaucht.

»Was nun?« fragte Nicole ein wenig verängstigt.

»Bitte stehenbleiben, Miß«, sagte Shandri schnell. »Bitte keinen

Schritt, keine Bewegung. Sie würden abstürzen.«

»Und wie kommen wir jetzt wieder hinunter?« fragte Zamorra.

»Bitte zehn Sekunden, Sir«, sagte Shandri. »Ich werde uns Fackeln machen.«

Nicole sah zu ihrem Erstaunen, daß der Diener an alles gedacht hatte. Schon beim Aufstieg war es ihr sonderlich vorgekommen, daß er sich bückte und dicke Holzknüppel abbrach oder vom Boden auflas. Nun wußte sie, wie vorsorglich Shandri an das gedacht hatte, was auf sie zukommen würde.

Er war ein treuer Diener, der zum Gehorsam verpflichtet war. Er hatte die Bitte des Professors nicht abschlagen wollen. Aber er wußte, was sie hier in der plötzlich einfallenden Nacht erwarten würde.

Shandri stand keinen Meter vor Nicole. Trotzdem konnte sie nur mehr ahnen als sehen, was er machte. Sie erkannte ganz schwach, daß er eine Dose aus der Tasche seines Sarongs holte. Er öffnete die runde Schachtel und schmierte etwas Dunkles, Glänzendes auf die Enden der Hölzer.

Dann reichte er Nicole und Zamorra je eine der schnell präparierten Fackeln. Sekunden später hatte er sie mit seinem Feuerzeug zum Brennen gebracht. Gespenstisch standen die drei auflodernden Flammen im Dunkel der Nacht und der Berge.

Zamorra wollte gerade fragen, ob er vorangehen solle, als alle drei erstarrten. Keinem von ihnen war das leise Wimmern entgangen, das aus der Höhe des Berghanges zu ihnen drang.

Und dann durchschnitt ein langgezogener Schrei von Furcht und Todesangst die Stille des unheimlichen Waldes vor ihnen!

»Wir müssen hin!« rief Zamorra sofort.

Aber Shandri hinderte ihn daran, loszulaufen, indem er ihn kurzerhand am Ärmel zurückhielt.

»Es geht nicht, Sir!« sagte er leise, aber eindringlich.

»Ist es zu gefährlich? Aber das klang als ob ein Mensch in Gefahr ist!«

»Shandri weiß das«, sagte der Tamile. »Aber Shandri weiß auch, daß wir alle tot sind, wenn wir in den Höllenrachen des Waldes gehen. Wir werden in die Tiefe stürzen. Sie müssen es glauben, Sir. Wir können morgen heraufgehen, ganz früh. Vielleicht finden wir Spuren. Jetzt, in der Nacht, es ist, als ob sie freiwillig in den Tod springen.«

Zamorra mußte das zugeben. Zu unwegsam, zu steil wurde das Gelände an den Berghängen. Und wer konnte wissen, ob der kleine verschlungene Pfad sich in der Tiefe des Regenwaldes nicht bald ganz auflösen würde?

Die Häscher des Großen Shuri hatten wieder einmal ein Mädchen in ihre Gewalt gebracht. Es war Rawisa, die Tochter eines angesehenen

Mannes, der einer Seitenlinie der Rajas entstammte.

Zielstrebig gingen die Shuris vor. Fünf Mädchen hatten sie nun bereits in ihrer Gewalt. Der Große Shuri hatte befohlen, sie als Tempeltänzerin auszubilden. Und was er nebenher privat mit ihnen vorhatte, wußten seine Opfer so gut wie er.

Der Große Shuri war nicht unzufrieden über den Erfolg seiner Häscher. Dennoch befahl er ihnen eindringlich, sich auch bald des Mädchens Manika habhaft zu machen. Manika war die jüngste Schwester von Siri und Sita Raja, gerade sechzehn Jahre alt geworden. Der Große Shuri wollte vor allem sie zum Tempeldienst im Palast unter den Wassern zwingen. Er beauftragte Batak damit, sie ausfindig zu machen. Und Batak versprach seinem Herrscher, das Mädchen heranzuschaffen.

Noch in der Nacht verkleidete er sich als Mönch. In seiner langen, wallenden gelben Kutte, mit dem leuchtenden gelben Sonnenschirm, hätte ihn jeder Uneingeweihte für einen echten Bhikhu, einen jener unzähligen buddhistischen Mönche halten können.

Aber die ganz in Gelb gekleidete Gestalt, die sich nach Mitternacht auf einem geheimen Waldpfad nach den Teeplantagen der Rajas bei Mihintale aufmachte, war alles andere als ein Mönch.

Seine Sandalen hätten ihn verraten. Nur der Umstand, daß sein Gewand sehr lang war und ihm bis auf die Füße reichte, ließen in ihm nicht sofort den falschen Mönch erkennen. Aber das eigentümliche, fast gehässige Funkeln in seinen gierigen Augen hätte ihn jedermann verdächtig machen müssen.

Es lag an der Friedfertigkeit der Bevölkerung, daß man ihm nicht mißtraute. Batak ging als Bettelmönch durch die Gegend und trieb sich drei Tage lang in der Gegend der Teeplantagen umher.

»Ich bin ein armer Mönch und komme von weit, jenseits der großen Stadt Kandy«, erzählte er jedem. »Gebt mir zu essen und eine Schale Tee, und der Geist Buddhas wird euch lohnen.«

Das Wesen der Menschen hier auf Ceylon war derart, daß selbst der, der einen anderen beschenkte und ihm Almosen gab, sich als dankbar gab. Er fühlte sich zu Dank verpflichtet, daß der Ärmere seine Gaben annahm.

So fiel es Batak nicht schwer, unerkant von Plantage zu Plantage zu gelangen. Endlich, am dritten Tag seiner Wanderung über die grünen Felder auf den Höhen, kam er zu einer kleinen Siedlung zwischen den Feldern, wo er Manika fand.

Er erkannte sie sofort. Die Ähnlichkeit mit ihrer Schwester Siri war schon auffallend, aber erst recht war sie Sita wie aus dem Gesicht geschnitten.

Batak wiederholte seinen lügnerischen Spruch von der langen Wanderschaft als Bettelmönch.

»Ich bin Hunderte von Kilometern durch den Regenwald gegangen«, sagte er. »Ich habe mich vor Schlangen und Elefanten und Leoparden gefürchtet. Nun bin ich meinem Ziele nahe, den Heiligen Stufen von Mihintale. Gebt mir zu essen, damit ich bei Kräften bin, um meine Wanderschaft fortzusetzen.«

Das junge Mädchen bekam Mitleid mit dem angeblichen Bettelmönch und brachte ihm reichlich zu essen. Außerdem hatte sie ihm einen Vorrat für drei Tage in ein Leinentuch gepackt.

»Ich müßte längst zu Hause sein, aber ich kann den weiten Weg durch die Wälder nicht mehr wagen«, vertraute sie sich Batak an.

»Vielleicht habt ihr davon gehört, daß in letzter Zeit einige Mädchen geraubt worden sind. Es sind zwei meiner Schwestern darunter, und ich darf mich nicht allein auf den Wegen im Wald sehen lassen. Überall können die Shuris auftauchen.«

Batak setzte ein freundliches Lächeln auf, dessen Hinterhältigkeit das Mädchen Manika nicht erkannte. »Shuris«, sagte der Mönch.

»Was für ein Unsinn! Die alten Könige sind tot, und was das Volk von Dämonen hält, ist Aberglaube. Die Kriege sind vorbei, und das Land ist friedlich. Und die großen Völker der Tamilen und der Singhalesen leben friedlich miteinander. Sogar die Malaien haben bei uns keine Schwierigkeiten.«

»Ich weiß es«, sagte Manika. »Aber das ist nur bei den Menschen so, die zusammenleben. In Wirklichkeit gehen die Geister der Shuris noch um und verfolgen jeden Tamilen. Sie wollen uns alle vernichten.«

Batak warf einen demütigen Blick zum Himmel und sagte dann:

»Vertraue dich der Kraft, der Weisheit und der Führung Buddhas an. Vielleicht hat er mich hierher geschickt, damit du dich unter seinen Schutz stellst. Wie heißt du, und wo wohnst du?«

»Ich bin Manika vom Stamme der Rajas«, sagte das Mädchen arglos. Und Batak tat so, als höre er den Namen zum erstenmal. »Ich muß hinunter nach Mihintale«, fuhr sie fort. »Mein Vater wohnt nicht weit hinter der Stadt mit den Tempeln.«

»Nun, beim Geist des Erhabenen!« rief Batak aus. »Da trifft sich sehr gut, Manika. Ich biete dir meine Begleitung und meinen Schutz an. Du kannst dich mir anvertrauen, denn ich stehe im Schutze des Buddhas. Da ich die Heiligen Stufen besuchen will, haben wir denselben Weg. Ich werde dich führen und schützen, und kein Geist und kein Dämon wird dir etwas anhaben, solange ich bei dir bin.«

Eine Stunde später waren sie unterwegs. Nur mühsam gelang es Batak, seinen Triumph zu unterdrücken. Sein Plan war gelungen. Er hatte das Mädchen aufgespürt, nach dem sein großer Herrscher lechzte und das er zu seiner Lieblingssklavin machen wollte.

Unterwegs machten sie Rast. Manika war von Anfang an weder schüchtern noch mißtrauisch gewesen. Sie redete über ihre Familie und über die Plantagen, und sie merkte nicht, wie Batak sie mit den Blicken verschlang. Nach einem halben Tagesmarsch erreichten sie die Stelle, wo der Waldpfad sich teilte. Der linke Weg führte ziemlich steil hinunter zum Ganga, dem großen Fluß. Der rechte Weg war außer Batak nur wenigen bekannt.

Der Schacher des Großen Shuri zeigte auf ein paar bunte Vögel, die sich im Sonnenschein ihr üppiges, strahlendes Gefieder putzten.

»Sieh«, sagte er. »Wie herrlich die Tiere des Waldes sind. Mach deine Augen auf und erkenne die Schönheit der Welt. Wer so schön ist wie du, muß auch die anderen Schönheiten erleben können.«

»Wie meint ihr das?« fragte Manika. Aber ihr Mißtrauen war noch immer nicht erwacht. Sie meinte, der Mönch spreche von ihrer Schönheit wie von der Schönheit der Natur und der Tiere.

Batak antwortete nicht gleich. Er ging dem Mädchen voran, ohne sich umzusehen.

»Müssen wir nicht hier hinunter, den linken Pfad, der zum Fluß führt?« fragte sie schließlich und blieb stehen.

Batak wandte sich nach ihr um. »Nein«, sagte er. »Das ist ein Umweg. Ich kenne einen kürzeren Pfad, der außerdem viel schöner ist. Er führt an einem Wasserfall vorbei. Den möchte ich dir gern zeigen. Dort wachsen tausende von Orchideen und Papageienblumen. Soviel Schönheit auf einer Stelle hast du noch nie gesehen, junges Mädchen. Soll ich dir den Wasserfall zeigen?«

»Wenn es kein Umweg ist«, sagte Manika.

»Ich bin den Weg oft gegangen«, sagte Batak und ging weiter. Da war das Mädchen überzeugt und folgte ihm.

Der Orchideenwald begann schon nach zehn Wegminuten. Und mit jedem Schritt, den Manika tat, schien ihr die Farbenpracht größer zu werden. Dann bat sie um eine kurze Rast.

Batak zeigte nach vorn und sagte: »Wenn du noch zwei Minuten aushältst, kannst du den Wasserfall sehen. Dort sind die schönsten Blumen der Welt.«

Da folgte ihm Manika wieder. Sie konnte das Rauschen der fallenden Wasser schon hören, obwohl sie von einer mächtigen Felsplatte verdeckt wurden.

Dann machte der Weg eine Biegung, und Manika traute ihren Augen nicht.

Meterhoch über ihr hingen wie bunte Lampions die weit geöffneten Blüten der Orchideen in dichter Pracht. Wie auf eine endlose Kette gereiht. Und die prächtigen Blüten zogen sich über Lianen und Wurzelwerk und um Baumstämme herum bis hinüber ans Ufer des Wasserfalls, der sich dröhnend in die Tiefe stürzte.

Ergriffen nahm sie Bataks Hand.

»Ich danke dir, daß du mir diese herrliche Gegend zeigst«, sagte sie.

»Ich zeige dir noch mehr, Manika«, sagte Batak, setzte sich ins hohe Gras und öffnete das Leinentuch, das Manika ihm gegeben hatte.

»Wir wollen etwas essen und uns kräftigen«, schlug er vor. »Weit ist es dann nicht mehr.«

»Was willst du mir noch zeigen?« sagte Manika. Sie merkte nicht, daß sie von der respektvollen Anrede ins vertrauliche »Du« gekommen war.

»Drei Dinge«, sagte Batak geheimnisvoll. »Iß etwas, dann brechen wir wieder auf.«

Manika wurde ungeduldig. Sie aß eine Mangofrucht und etwas von einem Reiskuchen. Dann erhob sie sich.

»Was zeigst du mir zuerst?« fragte sie.

»Die Hängebrücke«, sagte Batak.

»Hier gibt es eine Hängebrücke?« fragte Manika ungläubig. »Du willst dir einen Scherz mit mir machen, Mönch Buddhas.«

»Nein, Mädchen. Ich kenne die Brücke seit langem. Sie liegt sehr versteckt, und nur wenige Menschen wissen davon.«

»Mir hat noch niemand davon erzählt«, sagte Manika nachdenklich. Aber sie folgte Batak, als er vor ihr herging. Bald sah sie den kleinen See, den der Wasserfall zu seinen Füßen bildete. Es war ein grünlich schillernder See, mit kristallklarem Wasser.

Batak ging noch ein paar Schritte, dann bückte er sich, hob ein dichtes Bündel von Palmenwedeln auf – da sah Manika, daß er ihr nicht zuviel gesagt hatte.

Vor ihr befand sich eine kleine, schmale Hängebrücke aus dichten Lianen. Der Anblick wurde noch gesteigert, da auch um die Lianenseile dichte Blüten von farbenprächtigen Orchideen hingen.

»Komm«, sagte Batak. »Wir gehen hinüber.«

»Ich traue mich nicht«, sagte das Mädchen schüchtern.

»Habe ich dich falsch geführt?« fragte der falsche Mönch, und Manika glaubte in seiner Stimme Enttäuschung und Verdruß zu hören. Aber enttäuschen wollte sie ihn nicht.

Sie ging auf die Hängebrücke zu. Nach kurzem Zögern nahm sie Bataks Hand, die er ihr entgegenstreckte.

»Geh voran«, sagte er. »Du wirst sehen, daß sie fest ist und nur leicht schwankt. Halte die Hand nach hinten, damit du merkst, daß ich bei dir bin.«

Er wurde von Begierde ergriffen, als er die kleine, schmale Hand des Mädchens warm in seiner eigenen spürte. Aber er beherrschte sich. Nur zu gut war ihm in Erinnerung, wie es seinem ehemaligen Anführer Katiya ergangen war.

Manika war für den Großen Shuri bestimmt. Und am Eigentum des

Shuris vergreift man sich nicht.

»Geh«, forderte er Manika auf.

Mit langsamen Schritten ging das Mädchen über die leicht schwankende Brücke. Bald wich ihre Unsicherheit. Sie wußte, daß man schon immer feste Brücken über unwegsame Wege und Sturzbäche gebaut hatte. Und die bunte Pracht der Blüten entlohnte sie für ihren ersten kleinen Schreck.

Sie wußte nicht, welches der nächste, weit größere Schrecken sein würde, den der falsche Mönch Batak ihr einflößen sollte.

Früh am Morgen war Professor Zamorra mit Nicole aufgebrochen.

Unter Shandris Führung machten sie sich abseits der buddhistischen Kultstätten an den Aufstieg in jenen Teil der Wälder, wo selten ein Mensch hinkam und wo nach Zamorras Meinung der geheime Tempel der Shuris liegen mußte. Sie kamen gut voran, und nach zwei Stunden waren sie fast auf dem höchsten Punkt des Regenwaldes.

Von einer Stelle aus konnten sie das schäumende Flußbett sehen, das die Einheimischen den »Ganga« nannten.

Wieder hielt Zamorra die Hand um sein Amulett gepreßt. Wieder versuchte er, mit dessen Hilfe eine geheimnisvolle, übersinnliche Verbindung herzustellen.

Da fiel ihm die Gestalt ein, die er gestern bei den Heiligen Stufen gesehen hatte.

»Shandri?« fragte er.

Der Tamile blieb stehen. »Ja, Herr?«

»Hast du gestern den Mönch in dem gelben Gewand gesehen? In der Nähe der Tempelstätten?«

»Nein, Herr«, sagte Shandri sofort. »Ich habe die Person gesehen, aber es war kein Mönch. Die Mönche Buddhas tragen keine Sandalen, solange die Sonne den Boden erwärmt. Die Bhikkus die Mönche des Buddhas, gehen barfuß.«

»Aber der Mann trug das Gewand der Mönche«, wandte Zamorra ein.

»Dann war es ein fremder Mönch. Aus Bangkok vielleicht, oder aus Nordindien. Solche Mönche besuchen die Tempel auf Ceylon sehr häufig.«

Zamorra ließ diese Erklärung keine Ruhe. Mönche passen sich gern den Regeln eines Gastlandes an. Also würden auch die Anhänger Buddhas aus anderen Landesteilen ihre Sandalen ablegen, wie es beim Betreten der Tempel Brauch ist.

Was aber, wenn die Gestalt kein ausländischer Mönch gewesen war, sondern ein falscher?

Sofort preßten sich Zamorras Hände fester um sein Amulett.

Und diesmal gab das mit einem Zauber versehene Schmuckstück

Auskunft.

Zamorra geriet in eine Art Trance, als er plötzlich wie von ganz weit her eine Stimme hörte. Doch die Stimme war nahe, auch wenn sie sehr leise war. Die Stimme schien aus seiner Brust zu kommen.

Aber es war das geheimnisvolle Amulett, das zu ihm sprach.

Zamorra stand auf der Stelle.

Shandri, der vorausgegangen war, blieb stehen und drehte sich um.

»Was hat der Herr?« fragte er Nicole, die hinter ihm ging.

Jetzt sah auch Nicole Duval, daß sich etwas Außergewöhnliches ereignete. Und sie wußte sofort, daß es mit dem Fall der verschwundenen Mädchen zusammenhing. Auch sah sie, wie Zamorra gespannt in sich hineinlauschte.

Sie legte einen Zeigefinger auf den Mund und bedeutete Shandri zu schweigen. Zamorra hatte die Augen dicht geschlossen. Und jetzt kamen die ersten Worte, die von seinem Amulett ausgingen.

»Du wirst...«, hörte Zamorra. Er stand schweigend und wartete.

Dann hörte er die Stimme des Amuletts deutlicher.

»Du wirst... sie finden ... bei den gelben Mönchen ... du wirst sie finden, und sie sind selber gelbe Mönche ... aber sie haben ... den Tempel hinter den stürzenden Wassern ...«

Dann war die Stimme verklungen.

Zamorra wartete noch. Aber das Amulett schien mit seiner geheimnisvollen Auskunft am Ende zu sein.

Du wirst sie finden. Zamorra dachte nach. Waren die Mädchen gemeint, die verschwunden waren? Wurden sie von den gelben Mönchen gefangen gehalten? Würde er die Mädchen und die gelben Mönche finden? Gelbe Mönche gab es hier überall. Keine Frage also, daß die Stimme des Amuletts von den falschen gelben Mönchen gesprochen hatte. Es meinte die Gelben Furien des Shuri!

Und was die stürzenden Wasser zu bedeuten hatten, wußte Zamorra auch.

Langsam löste sich seine Spannung. Er ging auf Nicole und Shandri zu.

»Wo liegt der Wasserfall?« fragte er kurz.

»Wie, Herr?« fragte Shandri ganz verwirrt. »Hier gibt es keinen Wasserfall. Mein Vater würde ihn kennen, er hätte mir davon erzählt.«

»Es gibt einen Wasserfall«, sagte Zamorra. »Es gibt einen, ich weiß es. Und ich weiß auch, daß hinter ihm der geheime Tempel der Shuris liegt. Und dort sind die Töchter der Rajas, deines Herrn, gefangen. Wir müssen uns beeilen, den Wasserfall zu finden.«

»Du wirst ihn nicht finden, Herr«, sagte Shandri. »Niemand kennt ihn. Man wüßte davon. Und wenn es ihn gibt, dann nur mitten im dichten Dschungel. Dann gehört er den Geistern der Shuris. Niemand wagt, den Fuß dorthin zu setzen.«

»Dann werden wir drei die ersten sein, die es tun«, sagte Zamorra entschieden. »Komm, Shandri, wenn du keine Angst hast.«

»Nicht vor den Shuris«, sagte er mit Bestimmtheit und ließ seine großen, dunklen Pupillen rollen. Zamorra wußte, daß er im Ernstfall einen tüchtigen Mitstreiter haben würde. Der junge Tamile hatte den Löwenmut seiner Vorfahren geerbt. Sie stiegen weiter in den dichten Regenwald, kletterten über umgestürzte Bäume, wateten durch knietiefe Schlammflöcher. Sie gingen eine halbe Stunde, eine ganze Stunde, dann waren es schon neunzig Minuten. Tropfende Bäume, regennasser Wald, das schrille Geschrei von Affen, in der Tiefe das dumpfe Brüllen der Wasserbüffel. Sonst nichts.

»Es gibt keinen Wasserfall«, sagte Shandri und blieb schnaufend stehen.

»Es gibt einen«, entgegnete Zamorra und stieg vor ihm weiter in die dunkler werdende Tiefe des Regenwaldes.

Und dann zerriß ein entsetzlicher Schrei die Stille.

Es war ein Schrei wie der am gestrigen Abend!

»Ob Wasserfall oder nicht«, sagte Zamorra. »Auf jeden Fall sind wir den Shuris auf der Spur. Kannst du noch, Nicole?« fragte er besorgt.

»Ich kann noch«, sagte Nicole Duval und lächelte ihren Freund und Meister an, als wäre sie nur eben die paar Stufen zum Sacre Coeur in Paris hinaufgestiegen.

Zamorra lächelte zurück. Aber dann wich dieses Lächeln sofort aus seinem Gesicht und machte dem energischen Ausdruck einer kühnen Entschlossenheit Platz.

Zamorra fühlte, daß er seinem Ziel nahe war. Nun konnte ihn nichts mehr halten. Erbarmungslos würde er alle Kräfte einsetzen, um die Shuris zu überwinden und die geraubten Mädchen zu befreien.

Ganz unvermittelt und völlig unerwartet öffnete sich der dichte Tropenwald vor ihnen. Und auf der anderen Seite des Berges stürzte vor ihren Augen ein mächtiger Wasserfall in die Tiefe.

»Da!« sagte Zamorra nur.

»Dort kann es keinen Tempel geben«, bemerkte Shandri. »Ich nehme an, es hat sich jemand zu weit an den Rand des Wasserfalls gewagt und ist hinabgestürzt.«

Aber Zamorra war anderer Meinung. Wenn jemand gestürzt war, dann hatte man ihn hinabgestürzt. Oder es war etwas anderes geschehen.

Ich werde es herausfinden, dachte er.

Manika hatte sich bald an das leichte Schwanken der Hängebrücke gewöhnt. Mit sicheren Schritten trat sie von Sprosse zu Sprosse. Mit ihren Händen hielt sie sich einmal an dem Geländer aus Lianen fest,

zum anderen fühlte sie immer den sicheren Griff Bataks.

Als sie in der Mitte der Brücke angelangt waren, ließ Batak ihre Hand plötzlich los.

»Ich habe dir die Brücke gezeigt«, hörte das Mädchen Batak hinter sich sagen. »Jetzt zeige ich dir das zweite, das ich dir angekündigt habe.«

»Ja?« hauchte Manika.

Und der Häscher des Shuris sagte im Befehlston: »Dreh dich um, Mädchen!«

Manika gehorchte. Und dann erstarrte sie. Batak begann, sich seines Mönchsgewandes zu entledigen. Er grinste sie vieldeutig an dabei.

»Du hältst mich für einen Mönch, nicht wahr? Glaubst, daß ich ein Heiliger Mann des Buddhas bin?«

»Ja«, sagte Manika. »Bist du das nicht?«

»Du wirst es gleich sehen«, sagte Batak. Mit einem Ruck hatte er die weite, schwere Kutte über den Kopf gezogen. Er stand vor ihr, nur mit einem Tuch bekleidet, einer Art Lendenschurz, der um seinen Unterleib gewickelt war.

Aber was Manika entsetzte, war nicht diese plötzliche Blöße des Fremden. Der Körper Bataks war über und über mit Flammen und Schlangen bemalt und tätowiert!

Kleine Schlangen mit häßlich zuckenden Zungen schienen sich an seinen Armen hochzuwinden. Seine Beine waren zwei brennende Säulen aus gelben und gelbroten Feuerzungen. Seine Brust war vollkommen bedeckt von züngelnden kleinen Flammen, die sich bis zum Hals hinauf zogen.

»Wer – wer bist du?« fragte das Mädchen ängstlich.

»Wenn ich ein Mönch bin, dann bin ich der Priester der Shuris«, sagte Batak. »Und gleich werde ich dir mein drittes Geheimnis zeigen. Du wirst in einer Minute vor dem Großen Shuri selber stehen!«

»Nein!« schrie das Mädchen auf. »Laß ab von mir! Laß mich gehen, und ich gebe dir alles Geld, das ich habe! Mein Vater ist reich, und er wird dich königlich belohnen, wenn du mich freiläßt.«

Batak schwieg und genoß den Anblick des völlig verängstigten Mädchens.

»Ich brauche nicht dein Geld und nicht das deines Vaters. Denn was der Vater deines Vaters besaß, gehört dem Shuri und den Gelben Furien. Wir halten euren alten Schatz versteckt und bewachen ihn. Und nun bist du meine Gefangene und wirst mir gehorchen. Geh voran!«

Manika vermochte keinen Schritt zu tun.

Da trat Batak dicht an ihre Seite, riß ihr den Kopf zur Seite. Manika sah den gähnenden Schlund in der Tiefe, wo sich die schäumenden Wogen des Wasserfalls brachen.

Es schauderte sie. Mit Schrecken dachte sie daran, von dem Unheimlichen in die Tiefe geschleudert zu werden, wenn sie ihm nicht gehorchte.

Sie drehte sich um und ging weiter. Langsam, aber Schritt für Schritt. Plötzlich war das Ende der Hängebrücke erreicht. Manika fand sich auf einem kleinen Plateau wieder, das ganz dicht von Strauchwerk und hohen Bäumen umsäumt war.

Sie glaubte, daß der Weg hier zu Ende sei.

Aber sie wurde sofort eines besseren belehrt.

Direkt vor ihr schien hinter dem dichten Grün der Bäume sich eine Felswand zu öffnen. Die Sträucher wichen zur Seite. Da sah sie, daß man hier einen teuflischen Mechanismus angebracht hatte. Irgendwo im Inneren des Berges mußte man den Felsen öffnen können.

Ein großes Tor tat sich auf.

Und dann war es Manika, als würde sie geblendet.

Als sie die Augen langsam wieder öffnete, sah sie das Unglaubliche.

Hinter dem Tor tat sich ein breiter Flur auf, der aus reinem Gold bestand! Alle Wände waren aus diesem edlen Metall. Der Glanz des Goldes war umso überwältigender, als er direkt aus der Tiefe des Berges kam.

Und dann sah sie die hohe, drohend auf sie zukommende Gestalt.

Es war ein Wesen, das mehr ein Toter als ein lebendiger Mensch sein mußte. Aber alles an ihm war echt und wirklich.

Manika ahnte, was auf sie zukam. Sie sah sich schnell um. Am liebsten wäre sie bis dorthin gelaufen, wo die Hängebrücke sich über der reißenden Schlucht zu erheben begann.

Manika war versucht, mit einem gewaltigen Satz in die Tiefe zu springen. Lieber tot sein, als diesen Unholden ausgeliefert!

Aber Batak stand richtig. Er würde ihr den Weg abschneiden.

Der Große Shuri kam immer näher.

Sein Körper war mit den gleichen gräßlichen Flammen bemalt und tätowiert wie der Bataks. Er trug eine langriemige Peitsche in der rechten Hand. Auf seinem Kopf sah sie eine Krone aus reinem Gold, mit wertvollsten Edelsteinen besetzt.

Sie kannte diese Krone aus den Beschreibungen ihres Vaters.

Es war die alte Königskrone der Rajas!

In der linken Hand trug der Große Shuri etwas aus Stoff. Manika wußte nicht, was es darstellen sollte.

Jetzt stand der Große Shuri im Eingang zur Höhle. Von allen Seiten kamen schillernde Lichteffekte und brachten seinen Körper gleichsam zum Glühen. Der Widerschein des Goldes ließ die gemalten Flammen auf der Haut echt erscheinen.

Der Shuri war eine riesige, flammende Gestalt, und Manika wußte, daß er alle Gewalt über sie haben würde.

»Ist sie es?« fragte der Shuri mir rauher Stimme.

»Ja, Erhabener«, gab Batak zur Antwort. »Ich bringe dir Manika, die jüngste der Raja-Töchter.«

»Gute Arbeit«, lobte der Große Shuri. »Ich habe dir ihre Schwester Sita versprochen, und ich halte mein Wort. Nimm sie dir, wenn wir im Tempel sind.«

Als Manika den Namen ihrer Schwester hörte, konnte sie ein Wimmern nicht mehr unterdrücken. Aber der Shuri ließ ihr keine Zeit für ihren Kummer. Mit einer weit ausladenden Bewegung warf er das kleine Stoffbündel auf den Boden.

»Zieh das Tanzgewand an«, sagte der Shuri. »Du wirst meine Lieblingssklavin sein, denn du bist die jüngste und die schönste von allen meinen Mädchen. Und du sollst tanzen und deinen Körper drehen, wie es kein Mädchen zuvor gemacht hat. Lerne den Tempeltanz und die Freuden des Tempels, und es wird dir gut gehen. Los, Batak, hilf ihr!«

Der Shuri ließ diesem Befehl das dreimalige harte Klatschen der Peitschenriemen folgen.

Manika wußte, daß sie dem Herrscher der Furien ausgeliefert war.

Sie bückte sich und hob das Stoffbündel auf. Es waren zwei Teile aus feiner, weicher, durchsichtiger Seide. Ein kunstvoll bestickter Seidenschal, wie die Tempeltänzerinnen ihn sich um den Oberkörper banden. Und ein langes, dünnes Gewand, das als Rock dienen sollte.

Manika erschauerte. Sie konnte sich vorstellen, wie aufreizend und den Blicken freigegeben ein Mädchen in diesen dünnen Gewändern wirken mußte.

Sie wollte die seidenen Tücher einfach über Rock und Bluse streifen.

Aber da lachte der Shuri höhnisch auf.

»Nicht so, Manika! Du wirst meine Tänzerin sein, und der Shuri muß sehen können, was vor ihm tanzt. Erst die einen Kleider herunter, und dann die Tanzkleider angezogen. Ich befehle es.«

Widerwillig begann das junge Mädchen, sich zu entkleiden. Sie stellte sich mit dem Gesicht so zum Wasserfall, daß Shuri und der falsche Mönch ihre Vorderpartie nicht sehen konnten.

Dann löste sie schnell ihre Bluse, warf sie zu Boden und raffte den feinen seidenen Schal an sich. Sie drehte ihn geschickt so, daß der Stoff in mehrere Schichten zu liegen kam. Dann band sie den Stoffstreifen um ihre Brüste.

Der Shuri wurde ungeduldig.

»Schneller!« kommandierte er. »Du sollst das Tanzen lernen. Die Gelben Furien werden dich einweihen in die Geheimnisse der Freudentänze. Also beeile dich!«

Rot vor Scham schlüpfte Manika aus ihren Röcken. Ein kunstvoll gewundenes Tuch bildete das einzige Bekleidungsstück ihres

Unterleibes. Es saß eng wie ein kleiner Slip, und Manika wußte, wie die Augen des Großen Shuri darauf ruhten.

»Herunter mit dem Ding!« befahl er. »Im Tempel unter den Wassern werden nur die Tanzhüllen geduldet. Kein anderes Kleidungsstück ist dort erlaubt. Du wirst gehorchen, Manika, oder du wirst meine Peitsche spüren.«

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

Das nächste geschah schneller, als sie denken oder es beobachten konnte. Mit einer schnellen Bewegung riß der Shuri die Peitsche hoch und ließ sie im gleichen Augenblick niedersausen.

Die scharfen Riemen rissen Manikas letzte Hülle in zwei Teile. Sie fielen zu Boden.

Sekundenlang stand das Mädchen in seiner Blöße vor dem Shuri, unfähig zum Handeln.

Dann griff sie nach dem dünnen Seidenstoff, um sich wenigstens notdürftig einzuhüllen und zu bekleiden.

»Hinein in den Tempel!« schrie der Shuri.

Aber Manika stand unbeweglich.

Da hob sich noch einmal der Arm des Shuri, und seine Peitsche sauste zum zweitenmal nieder. Drei rote Striemen zeichneten sich über dem Nabel des Mädchens ab.

Es war nicht so sehr der Schmerz, der Manika aufschreien ließ. Es war die Brutalität des Shuris, die Demütigung, die ihr den Schrei aus der Kehle herauspreßten.

Der Schrei war lang und setzte sich in vielen Echos fort. Sekundenlang brach es aus dem Mädchen heraus, so stark, so gepeinigt, so hilflos, daß Batak und der Shuri nur diesen Schrei hörten, der sogar das Rauschen des stürzenden Wasserfalles übertönte.

Es war der Schrei, den Zamorra, Nicole und ihr Führer Shandri, der junge Tamile, selbst in der Entfernung von mehr als zwei Kilometern hörten.

Shandri, der junge Tamile, führte Zamorra und Nicole Duval sicher auf die Höhe des Berges im Regenwald. Der Professor hatte bald erkannt, daß ihr junger Begleiter sich im Dschungel auskannte wie auf den Straßen seiner Heimatstadt.

Ab und zu konnte er sehen, wie Shandri kurz den Arm hob und mit einer Machete ein Hindernis beseitigte. Mit einem einzigen harten Schnitt trennte der Tamile Hölzer und Lianen und bahnte den Nachfolgenden einen Weg. Nicole ging hinter ihm, und der Professor bildete den Schluß der kleinen Gruppe.

Sie stiegen weiter auf und legten keine Rast ein. Shandri spürte die Ungeduld des Professors. Der Wunsch, den Shuris auf die Spur zu

kommen, hatte sich längst auf ihn selbst übertragen.

Plötzlich stutzte er und zog die Luft ein.

Dann verhielt er den Schritt. Atmete mehrmals schwer und tief.

Er machte Nicole und dem Professor ein Handzeichen. Es bedeutete, daß sie stehenbleiben sollten.

»Was ist?« flüsterte Nicole Duval.

»Der Leopard«, sagte Shandri nur. Ganz leise, aber die Warnung kam auch bei Zamorra an.

Der Professor spähte in alle Richtungen. Nichts regte sich, nichts Verdächtiges war zu sehen.

»Ich sehe und höre nichts«, raunte er dem jungen Tamilen zu.

»Shandri sieht auch nichts, und er hört nichts«, gab der junge Mann zurück. »Aber Shandri kann die wilde Katze der Berge riechen.«

Sie blieben eine Weile stehen. Aber noch immer regte sich nichts.

Shandri wiederholte, daß ein Leopard in der Nähe sein müsse.

Schließlich setzten die drei ihren Weg mit äußerster Vorsicht fort.

Und plötzlich brach es aus dem dichten Gehölz des tropfnassen Dschungels.

Zuerst sah Zamorra nur die Augen der Raubkatze. Sie hingen wie zwei riesige Leuchtkäfer zwischen den Büschen. Und dann schob der Leopard den Kopf heraus, trat endlich ganz aus seinem Versteck.

»Nicht bewegen!« warnte Shandri die anderen durch einen leisen Zuruf. Es waren mehr Zischlaute als Worte.

Zamorra wußte, daß Raubkatzen den Menschen oft nicht anfallen, solange dieser sich nicht bewegt. Ein Raubtier überfällt den Menschen nur dann instinktiv, wenn es sich angegriffen fühlt.

Sie standen starr und schweigend. Shandris Blicke bohrten sich in die der Bestie. Nicoles Herzschlag hatte sich fast verdoppelt. Zamorra selbst blieb ruhig und rechnete sich die Chancen der drei Personen aus, für den Fall, daß der Leopard angreifen würde.

Aber die Raubkatze griff nicht an. Noch nicht.

Bis Nicole das kleine Unglück passierte.

Sie war an einer lehmigen, glitschigen Stelle zum Stehen gekommen. Nun drückte das Gewicht ihres Körpers auf die zerweichte Erdmasse unter ihren Füßen.

Plötzlich gab der Boden unter ihr nach und zog die zierliche Gestalt des Mädchens nach rechts. Nicole mußte sich abfangen, wenn sie nicht ausgleiten und stürzen wollte.

Diese kleine, schnelle Bewegung genügte dem Leoparden, um sich angegriffen zu fühlen. Geduckt kam er zunächst näher. Schon war er auf zehn Meter heran.

Nicole stand wieder stumm.

Zamorra brachte das Kunststück fertig, seine Beine so vorwärts zu bewegen, daß man die Bewegungen kaum sehen konnte. Er ließ seine

Füße Zentimeter um Zentimeter vorwärtsgleiten. Schob sich an Nicole heran, an ihr vorbei.

Da kam der Leopard näher. Acht Meter trennten ihn von Shandri.

Der junge Tamile hatte die Hand mit der Machete sinken lassen, nachdem er die letzte Liane zerschnitten hatte, die ihm im Weg gewesen war.

Zamorra schätzte, daß er beim Ansprung des Leoparden nicht die Zeit haben würde, den Arm mit der Waffe hochzureißen.

Er sah, wie die Springmuskeln der gewaltigen Katze sich spannten. Der Überfall des Raubtieres mußte in jeder Sekunde erfolgen.

Da! Die Katze duckte sich noch mehr, ließ ein wildes Fauchen ertönen.

»Laß dich fallen!« raunte er Shandri von hinten zu.

Der Tamile verstand ihn zum Glück. Und er warf sich in der richtigen Sekunde zu Boden.

Zamorra sprang gleichzeitig mit dem Leoparden, schnellte vom Boden hoch und warf sich der gefleckten Katze entgegen.

Er durfte nicht abwarten, bis sie heran war. Er konnte die Weite des Sprunges nicht vorausberechnen. Aber er mußte befürchten, daß der Leopard sich zuerst auf den am Boden liegenden Shandri stürzen würde.

Zamorra sprang mit einem gewaltigen Satz über den dahingestreckten Körper des Ceylonesen. Dann spürte er schon den heißen Atem der Katze vor sich.

Die Wucht des Anpralls war so stark, daß Mann und Tier zu Boden stürzten. Zamorra wirbelte sofort herum, um sich gegen den nächsten Ansprung zu wappnen. Und auch der Leopard fand genügend Zeit in diesen zwei, drei Sekunden, um einen neuen Angriff vorzubereiten.

Zamorra blieb in der Hocke und ließ ihn kommen.

Er versuchte eine List, die ihm plötzlich einfiel. Und der Leopard durchschaute diese List nicht.

Langsam setzte Zamorra zurück. Immer einen kleinen Schritt nur.

Aber der Leopard mußte annehmen, daß sein Gegner die Flucht ergreifen wollte. Er ließ sich täuschen. Er duckte sich tief, und Zamorra sah, daß er den Fluchtweg des Mannes mit einberechnete, daß er sich auf einen kolossalen Sprung konzentrierte.

Das hatte Zamorra geplant. Er beobachtete das Raubtier scharf, verfolgte jede Bewegung der Muskeln, die sich drohend spannten.

Und da war der Ansatz um Sprung.

Als die große Wildkatze vom Boden abhob, schnellte Zamorra nach vorn. Damit hatte der Leopard nicht gerechnet.

Im geduckten Sprung unterlief Zamorra das Tier und stieß ihm das doppelschneidige Buschmesser in den Leib, als der mächtige Körper der Katze hoch über ihm hinwegflog. Dann machte er eine

blitzschnelle Drehung. Er hörte das Schmerzensgeheul der Katze und war schon hinter ihr her. Der gewaltige Satz mußte das Tier fast zehn Meter weit getragen haben.

Als die vier kräftigen Pranken sich förmlich in den Boden gruben, war Zamorra über dem Leopard. Zweimal stieß er zu, dort, wo er die Mitte zwischen den obersten beiden Halswirbeln vermutete.

Der Leopard riß das Maul auf, legte sich zur Seite und schnappte plötzlich zu. Aber Zamorra war auf der Hut. Er hatte die Bewegung kommen sehen.

Schnell wich er zurück, aber nur für weniger als eine Sekunde.

Dann warf er sich erneut auf das verwundete Tier, dessen wilde Bewegungen jetzt unberechenbar wurden.

Mit zwei schnellen Hieben ließ Zamorra das rasierklingscharfe Buschmesser in den Leib des Leoparden eindringen. Einmal in die Brust, ein zweitesmal in die Kehle.

Röchelnd legte sich die Raubkatze auf die Seite und blieb regungslos liegen. Zamorra erhob sich und wischte sich den Staub des Kampfes von seinem Kakhizeug, das er für den Dschungelgang gewählt hatte.

Da erst kam wieder Leben in Nicole und den Führer Shandri. Sie hatten dem ungleichen Kampf atemlos zugesehen, und sie hatten erlebt, wie das Kombinationsvermögen des Menschen die Kraft und Wendigkeit einer Raubkatze besiegen konnte.

Shandri trat zu dem Leopard und schnitt ihm mit einer Kante seiner Machete drei der spitzesten Zähne aus.

Er gab sie Nicole.

»Für die Miß«, sagte er. »Sie müssen die Zähne tragen immer bei sich. Sie bringen Mut und Kraft, Miß.«

Nicole atmete auf und konnte ihm sogar dankbar zulächeln. Dann nahm sie die Zähne und steckte sie in die obere Tasche ihrer Kakhijacke.

»Weiter«, sagte Zamorra. Er war ungeduldig. Er war nicht in den Regenwald gegangen, um einen Leopard zu erlegen. Er hatte grimmigere, grausamere Gegner vor sich. Und er mußte sie erst noch aufspüren.

Shandri ahnte, was in dem fremden Professor vorging. Er wollte gerade in Lobeshymnen über den Sieg Zamorras ausbrechen. Aber da sah er, wie der Professor seinen Weg verbissen fortsetzte.

Er folgte ihm und Nicole ohne ein Wort. Aber sein Stolz, der Führer eines solchen Mannes zu sein, war enorm gestiegen. Was war das für ein mutiger Mann, der gegen die Geister der Shuris anzutreten wagte, und der ganz nebenbei einen Leopard fällte, als hätte er nur eine lästige Fliege erledigt.

Nach einer Stunde fanden sie sich auf dem Ende des Weges wieder, den Batak mit seinem jungen Opfer Manika gegangen war.

Da hörten sie das Rauschen des Wasserfalles. Und wieder war es Shandri, der über die seherischen Gaben des Professors staunte.

Aber auch Zamorra gelang es nicht auf Anhieb, die schmale Hängebrücke über der jähren Schlucht ausfindig zu machen. Man rechnete einfach nicht damit, daß man mit Hilfe einer Hängebrücke über den reißenden Wasserfall gelangen konnte. Und über den kleinen See, den er unten in der Schlucht bildete.

Und trotzdem spürte Zamorra, daß er den Geistern der Shuris, den Gelben Furien noch nie so nahe gewesen war wie in dieser Minute.

Er sah sich um. Und er entschloß sich sofort, das Gelände zu erkunden.

»Das Gebiet ist zu groß«, stellte er fest. Nicole und Shandri hörten ihm aufmerksam zu.

»Ich vermute den Tempel der Shuris hier ganz in der Nähe. Er kann im Berg untergebracht sein, und er kann sich auch an einer dichten Stelle des Dschungels befinden. Es ist sogar möglich, daß wir ihn auf dem Grund des Sees zu finden haben. Nun ist es nicht einmal schwer, einen Tempel zu finden, selbst wenn er unter Wasser liegen würde. Schwierig ist es, die geheimen Eingänge zu finden. Erfahrungsgemäß sind sie erstens sehr gut getarnt, und außerdem werden sie zumeist schwer bewacht. Wenn ich mir Berg, Wasserfall und Dschungel ansehe, bin ich überzeugt, daß wir Tage dazu brauchen könnten, wenn wir zusammen bleiben. Shandri und ich sind mit einem Messer bewaffnet. Wir können uns also zumindest unseren Weg bahnen. Ich schlage vor, Nicole, daß du dich an Shandri hältst und mit ihm gehst. Ihr übernehmt die Durchforschung des Felsenmassivs und des Waldes links vom Wasserfall. Ich werde mich nach rechts halten und dort alles untersuchen. Die Uhrzeit: kurz vor zehn. Wir wollen unsere Uhren auf zehn Uhr stellen. So. Jeweils in anderthalb Stunden finden wir uns hier wieder zusammen und berichten, was wir gesehen haben.«

Dazu bedurfte es keines weiteren Kommentars. Man hatte Zamorra genau verstanden.

»Also trennen wir uns jetzt, mein Freund«, sagte Nicole und trat auf Zamorra zu. »Laß mich dein Amulett noch einmal spüren. Es soll mir Kraft geben.«

Ohne abzuwarten griff Nicole in Zamorras Jacke. Sie fühlte den wunderbaren, geheimnisvollen Stein.

Doch sie wußte zwei Dinge noch nicht. Daß es eine recht lange Trennung geben würde. Und daß sie die Kraft von Zamorras Amulett bald gebrauchen würde. Genauso wie den unbeschreiblichen Zauber, der von den Zähnen des erlegten Leoparden ausgehen sollte.

Die Sonne näherte sich dem Zenith, als Nicole und der Führer

Shandri sich einem Felsvorsprung näherten, der das dichte Untergehölz des Dschungels durchbrach.

Der Felsen war von so großem Ausmaß, daß man ihn vom augenblicklichen Standort nicht überblicken konnte.

Nicole hatte das Gefühl, daß hinter diesem Felsen sich etwas Geheimnisvolles verborgen hielt. Sie sah nach oben. Es würde beschwerlich sein, hier hinaufzugelangen. Aber sie mußten es versuchen. Von dort oben mußten sie den besten Überblick und die beste Aussicht über die ganze Gegend haben.

Nicole machte Shandri ein Zeichen, und dieser verstand das Mädchen sofort. Ohne ein Wort zu fragen, machte er sich an der rechten Seite des Felsens an den Aufstieg. Bald war er hinter dichtem Strauchwerk den Blicken Nicoles entschwunden.

Zamorras Sekretärin begann nun selbst, an der linken Seite des Felsmassivs hinaufzuklettern. Dornen ritzten Jacke und Hose ihres Kakhianzugs. Aber der Stoff war fest und dicht, und noch spürte sie keine Kratzer auf ihrer Haut.

Sie kletterten eine halbe Stunde. Dann sah sie sich um. Von Shandri war noch nichts zu sehen. Er mußte auf der anderen Seite des Felsens, den sie jetzt ganz überblicken konnte, schon aufgetaucht sein. Vielleicht war er aber schneller vorangekommen als sie selbst.

Dann würde er sich schon auf der Spitze des Gipfels befinden.

Oder aber der beschwerliche Weg hatte ihn mehr aufgehalten als sie.

Nicole stieg weiter nach oben. Links und rechts stellten sich ihr dornige Sträucher in den Weg, und wenn sie die Zweige vorsichtig umbog, fielen ganze Kaskaden von Wassertropfen auf den felsigen Boden. Der Dschungel war selbst hier, an der Außenseite, wo die Sonne hinkam, von der Dichte und Schwüle einer alten Waschküche.

Dann endlich war Nicole oben angelangt. Und was sie bisher als das Rauschen des Windes in den unermeßlichen Tiefen des Regenwaldes gehalten hatte, entpuppte sich zu ihrem Erstaunen als ein mächtiger Wasserfall, der sich keine hundert Meter vor ihr in allen Farben des Regenbogens in die Tiefe ergoß.

Sofort war Nicole entschlossen, bis dorthin vorzudringen. Sie war sicher, daß Shandri ihren Weg verfolgen würde, sobald er oben am Gipfel angelangt war.

Nicole setzte ihren Entschluß sofort in die Tat um. Ohne auf die Kratzer zu achten, welche die durchstechenden Dornen jetzt auf ihrer Haut verursachten, bahnte sie sich entschlossen einen Weg durch das dichte Gestrüpp.

In weniger als zehn Minuten stand sie vor dem Wasserfall.

Der Anblick überwältigte sie. Gedankenverloren starrte sie in die Tiefe und sah den niederstürzenden Wogen des Wasserfalles nach.

In der Tiefe zerstoben diese Wogen zu Millionen funkelnder, bunter

Wasserperlen. Sie wurden nach dem Anprall hochgeschleudert, fielen in sich zusammen und bildeten einen Teil des kleinen Sees zu Füßen des Bergmassivs.

Dann sah Nicole sich um. Sie fragte sich, wo es hier einen geheimen Eingang zum Berg oder dem See dort unten geben könnte.

Da fiel ihr Blick auf die prächtigen Orchideen hinter dem Wasserfall, die wie an einer endlosen Kette aufgehängt schienen.

Nicole konnte dieser Farbenpracht nicht widerstehen. Sie folgte dem schmalen Trampelpfad, der sich vor ihr entlangzog, und bewunderte die Fülle der herrlichen Formen und Farben.

Aber noch glaubte sie nicht daran, daß der kleine Pfad weiter zum Wasserfall führen würde. Schon wollte sie sich umdrehen und zurückgehen, um nach Shandri Ausschau zu halten.

Da sah sie plötzlich etwas, das ihre Aufmerksamkeit erregte. Wie von der Kraft eines Magiers angezogen, ging ihre rechte Hand nach unten.

Sie löste den kleinen dünnen Gegenstand, der sie stutzig gemacht hatte, aus der Umschlingung einer dichten, dunkelgrünen Pflanze.

Der Gegenstand war nichts weiter als ein kleiner Wollfaden. Aber für Nicole bedeutete er mehr. Er war der Beweis, daß vor nicht langer Zeit ein Mensch hier oben gewesen sein mußte.

Der Faden war von der widerborstigen Pflanze aus dem Gewand eines Menschen gerupft worden. Es konnte sich um einen Mann oder auch um eine Frau handeln.

Hier trugen Männer wie Frauen lange Gewänder. Nur bei der Ernte legten die Männer die schmalen, geschlungenen Lendenschurze aus Wolltuch an.

Unwillkürlich mußte Nicole an die gelbgekleideten Mönche denken. Ob dieser Faden von einem solchen Mönchsgewand herrührte?

Mit Schaudern dachte sie daran, ohne Zamorras Schutz plötzlich einem der falschen Mönche gegenüberzustehen.

Nicole suchte weiter. Und wirklich fand sie, nur wenige Meter von der Stelle entfernt, einen weiteren Beweis.

Diesmal war es nicht nur ein Wollfaden, sondern ein ganzes Fadenbüschel, ein kleines rechteckiges Stück aus demselben gelben Stoff.

Nun war Nicoles Jagdlust geweckt. Sie spürte, daß sie einem Geheimnis von großem Ausmaß auf der Spur war.

Aber wie sollte sie vorgehen? Zamorra hatte ihr gesagt, daß sie mit Shandri nach anderthalb Stunden zum Treffpunkt zurückkehren sollte. Die Hälfte dieser Zeit war längst verstrichen. Die zweite Hälfte der Zeit würden sie für den Rückweg brauchen.

Eine Minute nur, sagte sie zu sich. Wir werden uns dann beeilen.

Ich will nichts auf eigene Faust unternehmen. Zumindest muß ich Shandri oder noch besser den Professor als Schutz in meiner Nähe

haben.

Aber nur diese eine Minute noch, entschied sie. Sie tat noch ein paar Schritte, fand aber nichts mehr von den Stoffäden.

Bis ihr plötzlich etwas anderes auffiel. Vor ihr waren ein paar Lianen mit daran wachsenden Orchideen so angebracht, daß man nicht auf einen natürlichen Wuchs schließen konnte. Hier hatten Menschenhände eine gewisse Anordnung geschaffen.

Schnell ging Nicole auf die querhängenden Lianen zu. Griff mit der Hand danach. Zog die Pflanzen beiseite.

Und sah die Hängebrücke vor sich liegen!

Im ersten Augenblick war sie zu erstaunt, um den erhobenen Arm mit dem einfachen, aber wirksamen geheimen Tor zur Hängebrücke wieder sinken zu lassen.

Sie fragte sich noch, ob sie es wagen sollte, die Brücke zu betreten.

Wer diese Brücke angelegt hat, mußte seine guten Gründe dafür gehabt haben, dachte Nicole. Sonst hätte er sie nicht so versteckt angelegt. Nicht hinter den Wassern, die sich in die Tiefe stürzten. Er hätte sie direkt über den Wasserfall und den See gespannt.

Aber hier, hinter dem Wasserfall, genau zwischen dem weit ausholenden Bogen, den das Wasser beschrieb, und dem Felsenmassiv?

Das mußte ein Geheimnis bedeuten!

Die Zeit! mahnte Nicole sich selbst. Die kurze Minute mußte längst vergangen sein!

Ich muß zurück, sagte sich das Mädchen. Ich muß Shandri davon erzählen, und dann werden wir den Professor holen.

Aber Nicole war schon eine Minute zu lang erstaunt und nachdenklich am Ausgang zur Brücke geblieben.

Sie wußte es, als sie eine Stimme hinter sich hörte.

»Geh weiter!« sagte die heisere, rauhe Stimme.

Sie gehörte Batak, dem neuen Anführer der Gelben Furien.

Als Batak das fremde Mädchen sah, wußte er, daß sich sein Herrscher nicht getäuscht hatte. Er hatte gemeint, Stimmen gehört zu haben. Und er hatte Batak losgeschickt, um die Brücke zu bewachen.

»Ich habe dich kommen sehen«, sagte Batak und bleckte genüsslich die Zähne. »Ich habe dich gehört, und ich habe dich gesehen, wie du aus dem Tal heraufgekommen bist. Und nun habe ich dich. Wo ist dein Begleiter?«

Blitzschnell überlegte Nicole. Konnte sie lügen? Sollte sie vorgeben, allein hier oben zu sein, in der Einsamkeit des Waldes und der Felsen? Das würde ihr niemand abnehmen.

Aber wen meinte der Fremde mit ihrem Begleiter? Hatte er den

jungen Tamlren gesehen? Oder wußte er, daß sie mit Zamorra hier war?

Sie mußte schnell eine Erklärung finden. Je länger sie überlegte, umso verdächtiger machte sie sich.

Schließlich hatte sie die Lösung gefunden. Sie gab sich so unbefangen und natürlich wie möglich, als sie Bataks Fragen beantwortete.

»Ich suche ihn«, sagte sie.

»Wen suchst du?«

»Meinen Begleiter«, gab sie zurück. »Du hast mich doch gerade nach ihm gefragt.«

»Wie kommt ihr hier herauf? Und was wollt ihr hier oben?«

»Wir kamen zu Fuß«, sagte Nicole schnippisch. Im gleichen Augenblick sah sie, daß sie den Fremden in dem gelben Mönchsgewand nicht reizen durfte. Seine Hände ballten sich zu Fäusten, und sein an sich schon grimmiges Gesicht nahm einen Ausdruck von unnachgiebiger Härte an.

»Ich habe meinen Begleiter verloren«, erklärte sie schnell. »Er ist ein berühmter Wissenschaftler aus Europa. Ein Botaniker. Er schreibt ein Buch über die Vielfalt der Orchideen. Wir sind immer auf der Suche nach neuen und schönen Exemplaren dieser Gattung.«

Batak schieg sich aus. Nicole wußte, daß er gerade das Für und Wider ihrer Geschichte abwog.

Nicole nahm allen Mut zusammen. Da der Fremde nichts einzuwenden hatte, mußte sie versuchen, ihn völlig zu überzeugen.

»Gestern haben wir am Fluß unten eine ganz seltene Art von Orchidee gefunden. Eine capsulata capanulata«, sagte sie keß. Es gab diese Blume nicht. Es gab nicht einmal den Namen für irgendeine Blume dafür. Aber der Name wirkte bei Batak. Er war so fremdländisch, er klang so wissenschaftlich, daß nur gelehrte Leute ihn aussprechen konnten.

»Was ist das?« fragte er weniger streng.

»Das ist eine gekerbte Glockenorchidee«, sagte Nicole trocken.

»Sie kommt so selten vor, daß meinen Professor und mich ein richtiges Jagdfieber gepackt hat. Und nun haben wir uns beim Suchen verloren«, schloß sie ihren sensationellen Bericht.

Die Kühnheit und die Sicherheit, mit der sie ihre Version vorgetragen hatte, brachten Batak dazu, ihr zu glauben.

Aber er war vorsichtig. Er brauchte noch mehr Beweise.

Er zeigte auf eine der Orchideen, deren Blattwerk sich um die Lianen geschlungen hatte.

»Wie heißt diese hier?« wollte er wissen.

»Das ist eine grabata barbota«, sagte Nicole, ohne zu zögern. »Der Name ist lateinisch und bedeutet soviel wie »die Bärtige«. Siehst du – hier an der Seite hängen lauter kleine Fädchen an der Blüte, wie

kleine Barthaare.«

»Hm«, machte Batak. »Du scheinst wirklich eine Wissenschaftlerin zu sein. Aber was wolltest du auf der Brücke?«

»Gar nichts«, sagte Nicole so unbefangen wie möglich. »Es war ein Zufall, daß ich sie entdeckt habe. Ich wäre bestimmt nicht darüber gegangen. Dazu bin ich zu ängstlich. Außerdem muß ich meinen Professor suchen.«

Da überlegte Batak hin und her. Einerseits hatte die Fremde ihm bewiesen, daß sie sich in der Pflanzenwelt auskannte. Aber was besagte das?

In seiner Situation galt nur der Befehl des Großen Shuri. Und der besagte, daß kein Fremder das Gebiet des Tempels unter den Wassern als freier Mensch verlassen durfte.

Ob man mit diesem Mädchen eine Ausnahme machen sollte, mußte der Große Shuri entscheiden.

»Läßt du mich jetzt vorbei?« fragte Nicole.

»Nein«, gab Batak zurück. »Das kann ich nicht entscheiden, ob du gehen darfst. Du befindest dich auf geheimem Gebiet.«

»Ach«, machte Nicole. »Und wem gehört dieser Berg und diese Hängebrücke?«

»Sie gehört dem Geist der Shuris«, antwortete Batak. »Und ich werde dich jetzt zu ihm führen. Er wird entscheiden, ob du frei sein darfst.«

Blitzschnell wandte sich Nicole um, damit Batak ihr Gesicht nicht sehen konnte. Der Name der Shuris hatte Nicole vor Furcht erzittern lassen. Und ihr Gesicht war bleich und fahl, wie die Wolken, die der Monsun über dem unheimlichen Land dahintrief.

Auch Shandri, der junge Tamile, hatte inzwischen den Gipfel erreicht. Er sah sich um. Keine Spur von der Sekretärin des europäischen Professors.

Eingehend untersuchte er den Felsen. Dann pirschte er sich hinüber zu der Stelle, da Nicole Duval den Gipfel erreicht haben mußte.

Shandri sah noch immer nichts von dem Mädchen. Doch plötzlich – was war das, da drüben? Dort war soeben eine Bewegung gewesen, zwischen den Dornensträuchern am Rande des Dschungels.

Und dann sah der Tamile den hellen Anzug Nicoles.

Er war versucht, ihr zuzurufen. Er wollte sie warnen, sich nicht allein so weit vorzuwagen. Aber er wußte auch um seinen Auftrag und die Gefahren, die damit verbunden waren.

Was wäre, wenn einer der gefürchteten Shuris in der Nähe wäre?

Wenn man seinen Ruf hören würde, könnte es um ihn und um Nicole geschehen sein. Und um den Professor auch.

Zunächst tat Shandri das einzig Richtige, was er unternehmen

konnte.

So schnell der Boden es erlaubte, folgte er der Spur Nicole Duvals.

Das war nicht sehr schwierig, denn das Gelände fiel leicht ab und erlaubte dem jungen Führer einen guten Überblick.

Aber was er dann sah, verschlug ihm den Atem. Er sah noch, wie Nicole sich bückte und irgend etwas aufhob. Einmal, zweimal. Und dann hatte sie plötzlich ein Bündel von Lianen und Orchideen in der Hand.

Er wollte schon weitergehen, als er die Gestalt des gelben Mönches sah. Ihm stockte der Atem.

Gespannt sah er in die Richtung, wo das Mädchen hinter den Vorhängen aus Blüten und Lianen verschwunden war.

Von dieser Seite aus konnte er nicht erkennen, daß im Schutz des dichten Blattwerkes eine Hängebrücke verborgen war.

Und als die fremde Gestalt, die wie ein Mönch aussah, hinter dem Mädchen herging, mußte Shandri glauben, daß er Zeuge eines übernatürlichen Aktes wurde. Die beiden Gestalten schritten aufrecht mitten in den Wasserfall hinein!

Es war eine zu übermenschliche, eine dämonische Erscheinung für den Diener der Rajas. Shandri rieb sich die Augen, sah erneut hinüber zum Wasser. Es gab keinen Zweifel für ihn. Der gelbe Mönch ging mit Zamorras Sekretärin in halber Höhe des Wasserfalls mitten durch die stürzenden Fluten!

Mit einem Satz war Shandri auf dem Trampelpfad, den vor ihm Nicole Duval gegangen war. Er riß sich die Fußsohlen an dornigem Gestrüpp auf. Achtete nicht darauf. Er spürte nicht einmal den Schmerz in seinen Fußsohlen.

Aber er fühlte sich für die Sicherheit des fremden Mädchens verantwortlich! Was sollte er dem Professor sagen, wenn er ohne Nicole zurückkäme?

Wild pochte sein Herz in der aufgewühlten Brust. Shandri hatte nur ein Ziel: das Mädchen aus der Gewalt des gelben Mönches zu befreien.

Aber plötzlich war der Pfad zu Ende. Das mußte die Stelle sein, wo Nicole vor dem Mann, in dessen Gefangenschaft sie geraten war, den Weg durch den Wasserfall genommen hatte.

Shandri konnte die beiden nicht mehr sehen. Da wußte er, daß sich etwas Ungeheures abgespielt hatte. Oder noch abspielen würde.

Der Pflanzenwuchs war so dicht hier, daß Shandri nicht im entferntesten daran gedacht hätte, hier nach einer Hängebrücke zu suchen.

Und er sah auch den zweiten falschen Mönch nicht. Die Gestalt, die keine zehn Meter über ihm auf einem Felsplateau stand und ihn beobachtete.

Es war Bahili, der gräßlichste und gewalttätigste aller lebenden

Nicole ging mit schlafwandlerischer Sicherheit vor Batak her über die Hängebrücke. Noch war sie überzeugt, daß man ihre Geschichte auch dort abnehmen würde, wo der Fremde sie hinführte.

Für sie war die Unterbrechung bisher nichts als ein bedauerlicher Zeitverlust.

Und dann sah sie, wie auf das Klopfen Bataks sich eine riesige Felswand vor ihr öffnete. Eine ganze Felswand mit allen Bäumen und Büschen, die dort Wurzeln gefaßt hatten!

Dann befand sie sich in dem goldenen Gang, der ins Innere des Tempels führte.

Diesmal nahm Batak einen anderen Weg. Er stieß Nicole in den Rücken und befahl ihr, nach links zu gehen.

Nicole zählte die Schritte. Sie wollte sich jede Einzelheit merken.

Dann kam sie an eine riesige breite Treppe.

»Hinunter mit dir!« herrschte Batak sie an.

Sie mußte gehorchen. Und ging die Stufen hinunter. Viele Stufen.

Auch hier zählte sie mit. Hundert, hundertfünfzig, zweihundert Stufen. Als sie die dreihundertste Stufe hinter sich hatte, wußte sie, daß der Tempel der Gelben Furien unter dem See lag.

Ein neuer Flur tat sich vor ihr auf. Goldene Tische standen zu allen Seiten, mit ganzen Schätzen von goldenen Bechern, Ringen, Ketten und anderen Schmuckstücken beladen.

Auch hier wußte Nicole sofort, was sie vor sich hatte. Das mußte der Goldschatz des ehemaligen Königs Raja sein!

Vor ihr öffnete sich eine Tür, ohne daß Nicole jemand sehen konnte. Sie ahnte, daß alles in diesem reichen, aber fürchterlichen Tempel durch geheime Mechanismen in Bewegung gebracht wurde.

Batak stieß sie in den Raum.

Es war nicht der große Prunkraum mit dem goldenen Gong und dem Tisch, auf dem der größte Diamant, das »Feuer des Rajas«, lag.

Aber auch dieser Raum war von Gold und Edelsteinen überladen.

»Stell dich dorthin!« befahl Batak, und zeigte auf eine Stelle, wo ein schwerer, lederbezogener Sessel stand.

Sie hatte noch nicht Aufstellung genommen, als der Große Shuri eintrat. Batak brauchte ihn nicht vorzustellen. So konnte nur der Geist des Königs Shuriwatha aussehen. So stolz, so grimmig, so unbarmherzig konnte nur der Beherrscher der Gelben Furien selbst aussehen!

»Wer ist das?« forschte der Große Shuri.

»Ich habe das Mädchen bei der Brücke überrascht«, antwortete Batak.

»Sie sagt, daß sie die Sekretärin eines europäischen Wissenschaftlers

ist. Und ich glaube ihr fast, Herr. Sie kennt jede Blume mit ihren zwei Namen, und es ist ganz erstaunlich.«

»Wie heißt du?« fragte der Shuri Nicole.

»Florence«, sagte das Mädchen schnell. »Florence Colnic, hoher Herr.«

Den Namen Zamorras und ihren eigenen durfte sie auf keinen Fall preisgeben, das wußte sie. Der Professor war viel zu berühmt, und andererseits viel zu sehr gefürchtet, als daß man hier etwas von ihm hören durfte.

Dem Großen Shuri gefiel es in seiner Eitelkeit, daß Nicole ihn mit »Hoher Herr« anredete.

»Wo ist dieser Professor, und wie heißt er?« verlangte der Geist der Shuris zu wissen.

»Sein Name ist Alonso Mompou«, gab Nicole Auskunft. »Wir haben uns im Wald verloren, als wir nach fremdartigen Blumen und Gräsern suchten.«

»Ich bin wie Batak versucht, dir zu glauben, Florence Colnic«, meinte der Große Shuri. »Aber dies ist ein geheimer Tempel, und wer ihn betritt, oder wer nur weiß, wo er liegt, muß getötet werden. Glaubst du, daß du die Stelle wiederfinden wirst, wo Batak dich gefunden hat?«

»Ich bin nicht sicher«, sagte Nicole.

»Und versprichst du mir, dem König der Shuris, daß du nie wieder dorthin gehen wirst?«

»Ich verspreche es«, sagte Nicole.

»Gut«, sagte der Shuri. »Dann wird dich Batak mit verbundenen Augen aus dem Tempel führen. Es gibt einen zweiten Ausgang unter dem Wasser. Du wirst ihn nie wiederfinden. Aber du bist nicht eine der verhaßten Tamilentöchter. Dein Körper oder auch dein Leben und Tod reizen mich nicht. Du sollst frei sein. Batak wird dich hinausführen.«

Nicole atmete auf. Die Rache des Großen Shuris schien sich wirklich nur gegen die Nachkommen der Tamilen zu richten.

Schon war Batak mit ihr an der Tür, als diese von außen geöffnet wurde.

»Halte diese Hündin zurück!« schrie der Mann, der hereinstürzte, dem Großen Shuri zu.

Dann ergriff er Nicole bei den Haaren und zerrte sie so brutal vor seinen Herrscher, daß sie von der Wucht des Schleudergriffes in die Knie ging.

»Was ist mit dir, Bahili?« fragte der Herrscher der Gelben Furien.

»Sie lügt, hoher Herr!« sagte der Schächer atemlos. »Denn sie ist

nicht allein bei der Brücke gewesen.«

»Was sagst du da?«

»Es war ein Mann dabei, mein König.«

»Ein Mann? Ich weiß es, Bahili. Sie hat es gestanden. Er ist Professor und Naturwissenschaftler. Er hat nichts mit den Tamilen zu tun.«

»Und warum ist es dann ein Tamile, mit dem sie bei der Brücke war?« fragte der Sklave und blitzte Nicole triumphierend an.

»Sprich deutlicher«, forderte der Shuri ihn auf.

»Ein Tamile, sage ich, Großer Shuri. Und wenn du seinen Namen hörst und den Namen seines Herrn, wirst du wissen, wie gefährlich dieses Mädchen hier ist.«

»Sag den Namen«, befahl der Shuri.

»Er ist ein junger Mann und heißt Shandri. Und er ist der Diener eines Mannes, der gleich hinter Mihintale wohnt. Der Herr des Dieners aber heißt Raja, und er ist der Sohn vom Sohn des Tamilenkönigs.«

Nicole sah, wie tödliche Wut in die Augen des Shuris trat.

»Was hast du zu sagen, Fremde?« herrschte er sie an.

»Nicht viel«, sagte Nicole. »Ich sagte dir, daß mein Herr ein Professor ist und Alonso Mompou heißt. Diesen Tamilen, wie er auch heißen mag, kenne ich nicht.«

»Sie lügt, Großer Shuri« schrie der Sklave Bahili los. »Ich habe mit meinen eigenen Augen gesehen, wie sie mit Shandri den Regenwald heraufgekommen ist. Ich sage dir, daß sie nach unserem Tempel gesucht hat.«

Wutentbrannt wollte sich der Shuri auf das Mädchen stürzen. Er hatte den Arm schon gehoben und zum Schlag ausgeholt.

Darin entsann er sich einer anderen Methode. »Ich vergreife mich nicht an einer Europäerin«, sagte er verächtlich. »Aber du, Lügnerin, wirst sterben, ob du die Wahrheit gesprochen oder gelogen hast. Nur wirst du vorher noch spüren, was es heißt, den König der Shuris zu belügen. Sieh dir Bahili an. Seine Muskeln sind stärker als die des Leoparden in den Wäldern. Seine Gier ist größer als die Gier der wütendsten Schlange. Du wirst ihm gehören, und er wird die Wahrheit aus dir herauspeitschen, und er wird dich nehmen und dir seine Kraft und seine tödliche Verachtung zeigen. Nimm sie dir, Bahili!« brüllte der Shuri.

Der kraftstrotzende Sklave trat auf Nicole zu. Sie glaubte, den Geifer eines Hundes vor sich zu sehen, als er mit heraushängender Zunge auf sie zukam.

Sekundenlang fühlte sie sich verloren. Ausgeliefert der unbändigen Kraft und der wütenden Gier dieses Unmenschen.

Aber plötzlich spürte sie eine Kraft in sich selbst, die sie niemals kannte. Und sie wurde immer sicherer. Immer zuversichtlicher und stärker. Eine nie gekannte Glut machte sich in ihren Händen breit, die

sich wie allein zu Fäusten ballten.

Eine ungeheure Energie erfüllte sie. Sie wußte plötzlich, daß sie es mit dem Unhold Bahili aufnehmen konnte. Und sie wußte auch, aus welcher geheimen Quelle ihr diese Kraft zuströmte.

»Was zögerst du, Bahili?« fragte der Geist der Shuris.

»Wenn ich sie zappeln lasse, wird ihre Angst noch größer, und ihre Hilfeschreie werden noch schönere Musik in meinen Ohren sein«, sagte der Sklave.

Da richtete sich Nicole zu voller Größe auf. Blitzte ihn an.

Schwang ihm ihre Fäuste entgegen, die so klein wirkten und doch von unendlicher Kraft erfüllt waren.

»Er wird mich nicht zappeln lassen, du König der Furien!« schrie sie dem Großen Shuri entgegen. »Sag diesem Muskelprotz, der das Gehirn einer Fliege hat, daß er mir nicht zu nahe kommen soll.«

»Ha!« lachte der König auf. »Willst du gegen ihn kämpfen, du Milchgesicht? Oder bist du eine Schlange, die einen Giftzahn hat, he? Willst du den Sklaven Bahili beißen, was?«

Bahili brüllte belustigt mit, und auch Batak konnte nicht an sich halten. Die Szene wurde bald im ganzen Tempel bekannt. Nach und nach drängten sich die meisten der Gelben Furien in den Raum, um dem kommenden Schauspiel begierig zuzusehen.

»Ich habe dich etwas gefragt, Fremde!« donnerte der Große Shuri Nicole an. »Ich will wissen, ob du einen Giftzahn hast, um Bahili zu erledigen?«

Ein höhnisches Gelächter der ganzen Meute folgte den Worten des Shuri.

»Nein!« sagte Nicole knapp.

»Oder willst du ihn verprügeln?« fragte Batak sensationslüstern.

»Nein!« wiederholte Nicole.

»Und wie willst du ihn überwinden, wenn er dich anrührt?« fragte der Shuri.

»Ich werde deinen Hampelmann erwürgen«, sagte Nicole mit solcher Sicherheit, daß der Große Shuri zum erstenmal in seinem Erden- und Dämonenleben an eine Kraft glaubte, die stärker war als die eigene. Eine Kraft, die auch er nicht überwinden würde.

Ungeduldig wartete Zamorra an der Stelle, wo er nach der vereinbarten Zeit wieder mit Nicole und dem Führer Shandri zusammentreffen wollte.

Seine Ungeduld wuchs, als keiner der beiden pünktlich zurückfand.

Er gab etwa eine Viertelstunde zu, dann machte er sich auf den Weg. Bis zu einer bestimmten Stelle würde er den Weg verfolgen können, den Nicole mit dem jungen Tamilen zurückgelegt hatte. Es gab neben

dem Weg, den er selbst gegangen war, nur noch den einzigen anderen Pfad. Sobald dieser sich teilen würde, wäre das die neue Stelle, um auf Shandri und Nicole zu warten.

Die Stelle war bald erreicht. Es war der Felsen, an dem Nicole und der Ceylonese sich getrennt hatten. Zamorra übersah die Lage sofort. Er konnte sich vorstellen, daß seine beiden Helfer sich hier ins Auskundschaften der Umgebung geteilt hatten.

Aber wer war welchen Weg gegangen? Wer hatte den Pfad rechts, wer den linken eingeschlagen? Und warum war keiner von beiden zu sehen?

Weiter durfte Zamorra sich im Augenblick nicht wagen. Er würde Gefahr laufen, Nicole und den Taminen zu verfehlen, wenn diese jetzt zurückkämen.

Aber Zamorra mußte noch weitere bange Minuten warten.

Wie ein großer glühender Ball stand die Sonne jetzt über dem geheimnisvollen Berg. Und noch keine Spur von Shandri und dem jungen Mädchen.

Da endlich – der Professor hatte gesehen, wie sich in dem Gestrüpp weit vor ihm etwas bewegte. Sekunden später sah er Shandri, der aus dem Dickicht auf dem Trampelpfad zurücktrat.

Aber wo war Nicole? Hatte er sie verloren?

Oder war noch Schlimmeres geschehen? Zamorra dachte mit Schauern an diese zweite Möglichkeit. War das Mädchen abgestürzt? Oder hatte sie sich in der Tiefe des Dschungels nur verlaufen?

Zamorra winkte wild mit den Armen. Und der Tamine erkannte ihn sofort. Mit hechelnder Zunge kam er näher. Ihn kümmerten die Steine und Dornen am Boden längst nicht mehr.

Seine Füße waren aufgerissen und bluteten, als er endlich vor Zamorra stand. Zamorra sagte kein Wort. Er fragte nichts.

Aber Shandri sah die unausgesprochene Frage in den Augen des Professors.

»Entführt«, sagte er mit keuchender Stimme. »Man hat die Miß geraubt. Ein gelber Mönch, ein falscher Mönch. Er ist mit ihr durch den Wasserfall gegangen, Sir. Ich kann es nicht glauben, aber ich habe es gesehen. Mitten durch die mächtigen Wogen des Wasserfalls.«

Zamorra verstand die Erregung des jungen Mannes. Aber er mußte sich zur nüchternen Sachlichkeit zwingen.

»Der Reihe nach, Shandri«, forderte er ihn auf. »Erzähle der Reihe nach.«

»Ja, Sir.«

Shandri war völlig außer Atem. Er mußte erst mehrmals tief Luft holen, bevor er berichten konnte.

»Ich komme mit der Miß an diesen Felsen hier, Sir. Wir teilen uns die Aufgabe. Die Miß geht diesen Weg –«, Shandri zeigte auf die linke

Seite des Felsens. »Und Shandri klettert dort drüben hinauf. Als ich oben ankomme sehe ich nichts von der Miß.«

Shandri hielt inne. Der Lauf in der dünnen Luft der Bergeshöhe hatte ihm schwer zu schaffen gemacht. »Ich sehe die ganze Gegend vor mir«, fuhr er dann fort. »Ich suche die Miß. Dann sehe ich sie. Dort drüben, vor dem Wasserfall. Sie bückt sich und hebt etwas auf. Ich kann nicht erkennen, was es ist. Dann hat sie plötzlich ein paar Seile von Lianen in der Hand. Und Orchideenblüten. Dann verschwindet sie halb im Gestrüpp. Und dann ist da der fremde Mann. Ein falscher Mönch, Sir. Ein Mönch im gelben Gewand. Aber er trug Sandalen. Er ist ein Geist der Shuris, Sir. Und dann – es ist schrecklich, Herr. Aber ich habe der Miß nicht mehr helfen können. Ich bin gelaufen, so schnell mich meine Beine tragen konnten. Aber ich habe nur gesehen, wie der falsche Mönch die Miß vor sich hertrieb. Und sie sind mitten durch den Wasserfall gegangen. Ich lüge nicht, Sir. Meine Augen sind gesund, aber ich kann es mir nicht vorstellen. Jeden Moment glaubte ich, daß sie abstürzen würden – aber sie liefen durch das Wasser, und dann waren sie verschwunden. Ich kam zum Wasserfall, und sie waren nicht mehr zu sehen, Verzeihung, Sir, aber ich habe alles versucht...«

»Du brauchst dich nicht zu entschuldigen, Shandri«, ermunterte der Professor den jungen Tamilen. »Dich trifft keine Schuld an dem, was geschehen ist. Was wir tun müssen, ist, Nicole Duval zu retten. Komm, zeig mir die Stelle, wo sie verschwunden ist.«

Der junge Tamile führte Zamorra bis hinunter zum Wasserfall.

Schon waren sie dicht an der geheimnisvollen Stelle, hinter der die Hängebrücke versteckt war.

Zamorra untersuchte den Boden. Bald fand er, was schon Nicoles Aufmerksamkeit erregt hatte. Es war der gelbe Wollfaden aus dem Gewand eines Mönches.

Zamorra wußte, daß er die Gelben Furien fast in Reichweite vor sich hatte.

Dann fand er den Stoffetzen aus dem langen gelben Gewand Bataks.

Er versuchte, die Vorgänge zu rekonstruieren.

Nicole hat den Faden gefunden und gleich darauf das herausgerissene Gewebestück. Sie versuchte, mehr zu entdecken. Aber wo hat sie gesucht?

»Shandri«, sagte Zamorra. »Versuche, mir die Stelle zu zeigen, wo du Nicole Duval zuletzt gesehen hast. So genau wie möglich.«

Shandri dachte nach.

»Sie hat gefunden, was Sie selbst gerade vom Boden aufgehoben haben. Sie hat es untersucht und hat dann überlegt, was sie tun soll. Dann ist sie nach hier gegangen. Ich habe gesehen, wie sie diese Lianen in die Hand nahm.«

»Was wollte sie wohl damit?« fragte der Professor halblaut. Die Frage

war mehr an sich selbst gerichtet, als an Shandri.

»Da war der gelbe Mönch hinter ihr«, sagte Shandri. »Die Miß hat die Lianen losgelassen, dann ging sie vor dem Shuri in den Wasserfall hinein.«

Zamorra mußte an seinen Freund Bill Fleming denken. Den Amerikaner, für den es nichts Überirdisches und Geheimnisvolles auf der Welt gab. Der für jedes Phänomen eine natürliche Erklärung finden wollte.

Im Augenblick war Zamorra versucht, auch eine normale, natürliche und plausible Erklärung dafür zu finden, wie Menschen mitten durch die tosenden Massen des Wasserfalles gehen konnten.

»Du sagst, sie gingen da durch?« fragte er Shandri und zeigte auf die hinabstürzenden Wasser vor ihnen.

»Ja, Sir. Erst die Miß, und dann der Shuri.«

»Und sie haben nicht gewankt? Ich meine, sie sind nicht etwa hoch – und niedergerissen worden?«

»Nein, Sir. Sie gingen ganz aufrecht, ohne zu schwanken.«

»War es so, als ob sie auf einer Straße gingen, auf einem Weg?«

»Ja, Sir. Genauso war es.«

»Aber hier gibt es keinen Weg, Shandri. Sieh dir das Wasser an. Es kommt mit großer Geschwindigkeit den Felsen herunter. Es wird vom eigenen Druck plötzlich in die Luft gepumpt, wie ins unendliche Nichts. Bis es niederstürzt, hat es einen großen Bogen beschrieben. Und dahinter ist nichts als Luft und Felsen – und der Weg, den sie gegangen sein müssen. Dieser Weg ist mit Sicherheit eine Brücke.«

»Unmöglich, Sir. Wer sollte hier eine Brücke bauen? In diesem Gelände?«

»Erinnere dich, Shandri. Du hast es auch für unmöglich gehalten, daß es hier oben einen Wasserfall gibt.«

»Gewiß, Sir. Sie haben recht.«

»Und es gibt auch eine Brücke, Shandri. Ich bin dessen ganz sicher.«

Zamorra fand die Hängebrücke in wenigen Minuten. Er sah, daß sie hinter dem höhlenartigen Loch entlangführte, das der Wasserfall bildete. Und er sah, wo sie am anderen Ende aufhörte. Was hinter den Felsen dort drüben war, ahnte er nur. Aber dort mußte der Eingang zum Tempel der grausamen Shuris liegen. Und dort war Nicole gefangen!

»Los, Shandri!« sagte er halblaut. »Wir müssen hinüber, wenn wir die Miß finden wollen.«

Er ging voran. Hielt sich leicht an den Seitenlianen fest. Er kam gut voran. Das leichte Keuchen in seinem Rücken sagte ihm, daß Shandri direkt hinter ihm war.

Bald waren sie auf dem gegenüberliegenden Plateau.

»Hier muß der Eingang sein«, sagte er. »Wir stehen vor dem Tor des Tempels. Und wir müssen herausfinden, wie man hineinkommt.«

Sie suchten das ganze Gelände ab. Sie prüften jede Wurzel, jeden Strauch, jeden Stein. Fast eine Stunde lang dauerte diese Suche.

Und dann, als Zamorra eine Wurzel zur Seite bog, die wie ein dicker Wurm aus der Erde herausragte, blitzte ihm etwas entgegen.

Ein metallisches Funkeln war es, ein Glänzen von Eisen oder Stahl.

Schnell griff Zamorra nach einem Stein. Damit kratzte er das Erdreich und die kleineren Steine neben der Wurzel weg. Dann sah er, was er suchte.

Das Metallstück, das aus der Erde herausragte, war nur der Teil einer unermesslich großen Stahlplatte!

Er stieg zurück, sprang auf das kleine Plateau. Dann suchte er an einer anderen Stelle. Er kratzte den Boden auf, bog andere Wurzeln beiseite. Drei Meter neben der ersten Stelle stieß er wieder auf Metall.

Es war das gleiche, seltsame Glänzen, das ihm auffiel. Es war das gleiche, glatte, geschmiedete Metall. Es gab keinen Zweifel mehr für Zamorra.

Diese ungeheure Stahlplatte war das raffiniert getarnte Tor, das zum Tempel der Shuris führte!

Er konnte nicht stolz und glücklich sein über seine Entdeckung. Er wußte im gleichen Augenblick, daß er das Tor von außen nicht öffnen konnte. Selbst unter Aufbietung aller Kräfte nicht, und nicht mit der größten Gewalt.

Er ahnte den vertrackten Mechanismus im Inneren des Felsens, mit dessen Hilfe allein das riesige Tor zu bewegen war.

Als er an das Innere des geheimnisvollen Tempels dachte, durchzuckte ihn plötzlich die Ungewißheit.

Dort drinnen hielten sie Nicole gefangen!

Er brauchte nicht nachzudenken, um herauszufinden, was die Furien mit ihr anstellen würden.

Man würde sie den schärfsten Verhören aussetzen. Man würde sie vielleicht peinigen, würde sie foltern, um alle gewünschten Auskünfte zu erhalten!

Vielleicht fielen sie in diesem Augenblick schon wie die Bestien über sie her und peinigten sie!

Blitzartig griff Zamorra zu seinem zauberkräftigen Amulett. Er nahm es mit der kleinen Kette vom Hals. Dann preßte er seine Hände auf den wertvollen magischen Stein.

Er würde ihn jetzt brauchen wie selten zuvor.

Oft hatte dieses Amulett seine übernatürlichen Kräfte schon auf Zamorra übertragen. Er hatte mit seiner Hilfe die Verstecke von Geistern und sagenhaften Dämonen ausgemacht, die plötzlich als

lebendige Wesen auftraten und ganze Länder in Schrecken versetzten.

Er hatte die Schlupfwinkel der Dämonen gefunden. Er hatte sie überwunden.

Aber jetzt mußte ihm dieses Amulett einen neuen großen Dienst tun.

Zamorra wollte versuchen, durch die Berührung des Steines und durch äußerste Konzentration die überströmenden Kräfte des Amuletts von sich auf Nicole zu übertragen!

»Du mußt jetzt schweigen, Shandri«, sagte er leise zu dem jungen Tamilen, der ihn fragend ansah und seine Handlungsweise nicht verstand. Was hatte der fremde Professor mit diesem Stein im Sinn?

»Frage jetzt nicht«, sagte Zamorra. »Wenn du willst, kann ich dir später alles erklären.«

Was Shandri gleich darauf sah, schien ihm ein viel größeres Wunder als die Tatsache, daß Menschen durch einen Wasserfall zu gehen schienen.

Zamorra stand mit gespreizten Beinen auf dem Felsboden, als müsse er sich damit einen festeren Stand verschaffen.

Dann preßte der Professor die Hände noch mehr um das Amulett und schloß die Augen. Die Umgebung versank um ihn. Er hatte nur Gedanken für Nicole.

Und er spürte, wie das Amulett begann, immer mehr, immer stärkere Kräfte von sich auszusenden. Es übertrug diese Kräfte auf Zamorra.

Es war dem Professor, als beginnen seine Hände unter den Strahlenkräften des Steins zu glühen. Gleichzeitig fühlte er die ungeheure Anspannung in seinem Körper.

Riesenhafte Kräfte von ungeahnter Intensität durchströmten seinen Körper. Dieser ganze Körper schien von elektrischen Strahlen von vielen tausend Volt durchschüttelt und durchglüht zu werden.

Aber das Wunderbare war, daß diese intensiven Strahlen von Kraft und Vergeltung sich nicht in Zamorras Körper festfraßen. Wie durch geheime Kanäle wurden sie weitergeleitet.

Zamorras Konzentration war so ungeheuerlich, daß die Luft um ihn zu flimmern begann. In Wirklichkeit war dieses Flimmern nichts als die Bewegung der Strahlenwellen, die aus dem Körper des Professors traten, sich gebündelt auf den Weg zu einem neuen Ziel machten.

Der junge Shandri sah, wie der Körper des Professors von diesen Strahlenbündeln umhüllt war. Die Luft flimmerte und tanzte vor seinen Augen. Ihm war, als würden sich die Konturen Zamorras auflösen.

Zamorra ließ nicht nach. Er hielt den Stein des Amuletts so fest in seinen Händen gepreßt, daß die Haut weiß wurde und alles Blut aus den Adern zu weichen schien.

Dann – ein letzter gewaltiger Stoß von Kraft, Elektrizität und Energiestrahlen, der durch den Professor fuhr.

Dann spürte er, wie der Stein in seinen Händen kühler wurde.
Bald fühlte er sich wieder ganz normal an.
Das Ganze hatte keine drei Minuten gedauert. Zamorra war überzeugt, daß er mit Hilfe des Amuletts die Strahlen dorthin gelenkt hatte, wo sie gebraucht wurden.
Sie sollten der gefangenen Nicole Duval helfen, gegen ihre Peiniger zu bestehen.

Wutschnaubend trat der Sklave Bahili der Gefangenen gegenüber, die ihm der Große Shuri überlassen hatte.

Es war ein gespenstisches Bild im Innern des Tempels unter den Wassern.

Fast hundert Fackeln erleuchteten den großen Raum, in dessen Mitte der Shuri auf dem Sessel Platz genommen hatte. Die Gelben Furien standen um ihn herum. Einige hatten sich kniend oder sitzend auf dem Boden niedergelassen.

Sie alle sollten erleben, wie der mächtige Bahili eine Gefangene folterte!

Nicole spürte die Erregung und Spannung in dem goldverzierten Raum fast körperlich. Gierig und lüstern nach Rache und Blut sahen sie Gelben Furien auf das Mädchen.

Der Große Shuri wartete halb belustigt und halb ingrimmig auf den Augenblick, wo Bahilis kräftige Pranken das Mädchen bearbeiten würden. Er sah, daß der Sklave auf die Peitsche verzichten wollte.

»Los, Bahili!« rief er ihm zu. »Du hast den Leopard in den Wäldern getötet. Du wirst es wohl mit diesem Milchgesicht von Mädchen aufnehmen!«

Nicoles Furcht war längst von ihr gewichen.

Seit sie das fremdartige und unbekannte Zucken und Glühen in ihren Händen spürte, war sie sicher, daß sie den Kampf gegen Bahili aufnehmen konnte.

Sie konnte sich sofort erklären, woher diese ungeheuren Kraftströme kamen, die sie immer stärker durchfluteten. Sie war eine menschliche Batterie, die von außen her mit ungeheuren Energien gespeist wurde.

Zamorra war in der Nähe! Nicole spürte es ganz sicher. Und die Kraftströme, die jetzt durch ihren ganzen Körper liefen, mußten dank seiner übermenschlichen Konzentration vom Amulett über ihn direkt zu ihr hinlaufen.

Nicole fühlte, wie ihre Hände zu stählernen Schlingen wurden.

Aber da fiel ihr noch etwas ein. Schnell griff sie in die obere Tasche ihrer Kakhijacke. Als die Hand wieder zum Vorschein kam, hielt Nicole sie dem Sklaven entgegen und öffnete sie.

Sie sah den Schreck in Bahilis Augen. Der Sklave hatte die Zähne der

schweren Raubkatze erkannt und richtig gedeutet.

»Hast du – hast du den Leoparden getötet?« fragte Bahili entsetzt.

»Ja«, sagte Nicole ruhig. »Heute vormittag, auf dem Weg hierher.«

»Du hast keine Waffe!« rief der Shuri dazwischen. »Du kannst ihn nicht getötet haben!«

»Sie hat aber seine Zähne, und damit hat sie auch die Kraft des Leopardens!« sagte Bahili kleinlaut.

»Schweig, du Koloß aus Fleisch und Muskeln!« donnerte der Große Shuri. »Auch du hast die große Raubkatze in den Bergen getötet. Also mach dieser kleinen hübschen Katze hier auch ein Ende!«

Bahili stellte sich in Kampfpositorur. Seine mächtigen Füße schienen sich in den Boden rammen zu wollen. Mit bloßem Oberkörper stand er vor Nicole. Auch sein Körper war über und über mit Flammen und züngelnden Schlangen tätowiert.

Grausamkeit sah aus seinen Augen. Jetzt ließ er seine Armmuskeln rollen und springen. Dann trat er einen Schritt vor.

»Sag mir erst, wie du den König der Wälder getötet hast«, forderte er Nicole auf. »Zeig mir die Waffe, mit der du ihn besiegt hast.«

Nicole steckte ganz ruhig die Zähne des Leopardens in die Tasche zurück. Dann hielt sie ihm ihre Hände entgegen.

»Das sind meine Waffen, du Muskelprotz. Ich habe die große Katze erwürgt. Und ich habe schon vorhin gesagt, daß ich dich erwürgen werde. Komm heran, ich bin bereit.«

Der schwergewichtige Bahili dachte nicht daran, sich auf einen langen Kampf einzulassen.

Er hatte eine ganze Kiste von gemeinen Tricks auf Lager. Und diese Gefangene gedachte er mit ein paar wohlgezielten Schlägen seiner wuchtigen Fäuste außer Gefecht zu setzen.

Auch er spürte die gesteigerte Spannung im Raum. Fauchend ging der Atem der Furien, die auf ihr Schauspiel warteten.

Plötzlich brach Bahili nach vorn aus und duckte sich. Er wollte immerhin seinen Zuschauern etwas bieten. Also nahm er Maß. Er berechnete den Bogen, den Nicole Duvals schlanker Körper durch die Luft beschreiben sollte.

Er hatte vor, das Mädchen zu unterlaufen, sie mit einem Ruck hochzuheben und auf den Diwan zu schleudern, der ein paar Meter vor ihm stand.

Aber als er sich bückte, fuhr Nicoles Handkante wie ein Blitz herab. Es war ein kurzer, trockener und knallharter Karateschlag, wie Nicole ihn von Zamorra gelernt hatte.

Bahili wußte nicht, wie ihm geschah. Er war zwar einer der kräftigsten Krieger in der Reihe der Shuris. Aber er hatte keine

Ahnung von der Kunst der Selbstverteidigung, wie Karate sie bot.

Er war aus härterem und plumperem Holz geschnitzt. Ein Draufgänger, der sich auf seine Muskeln verließ. Ein Kämpfer, der heimtückisch und listig sein konnte. Aber für die junge, überaus wendige Nicole war er kein Gegner.

Das Bewußtsein, daß Zamorra ihr übernatürliche Kräfte zuströmen ließ, machte Nicole vollkommen ruhig und gelassen.

Sie sah, wie der erste Karateschlag Wirkung zeigte. Noch nutzte sie diese Wirkung nicht aus.

Die Gelben Furien waren vom Boden hochgeschneilt. Einen solchen Schlag hatten sie noch nie erlebt.

Bahili war zusammengesackt und rieb sich den Hals.

Endlich richtete er sich auf.

»Was war das?« fragte er, immer noch ein wenig benommen.

»Ich übe noch«, sagte Nicole trocken und lächelte breit.

Das war zuviel für den plumpen, behäbigen Sklaven des Shuri.

Wie ein Nashorn stürmte er auf Nicole zu.

Das Mädchen ließ ihn kommen.

Als er kurz vor ihr war, setzte sie blitzschnell zur Seite und brachte einen zweiten Karateschlag an.

Die Wucht des Schlages brachte Bahili zuerst zum Stoppen. Dann setzte er zurück und wankte.

Lange griff er sich an die Kehle und rieb sie. Es war ihm unfassbar, was dieses Mädchen mit ihm machte. Aber das steigerte nur noch seine Wut. Er fühlte sich, vor allem im Beisein des Shuri und der Gelben Furien, verhöhnt, verspottet, gedemütigt.

Tödliche Wut trat in seine Augen. Nein, diese Katze von einem Mädchen wollte er nicht mehr für körperliche Gelüste und Brutalitäten haben. Diese Gefangene mußte sterben!

Mit einem wütenden Aufschrei warf er sich auf sie, packte sie an den Hüften, drängte sie mit seinem hünenhaften Körper dem Diwan entgegen. Dann warf er sein ganzes Gewicht gegen den schwächtigen Körper Nicoles.

Seine Wut, seine Lust zu töten war so groß, daß er Nicoles Hände beim Niederfallen nicht spürte.

Er kam mit seinem ganzen Gewicht auf das Mädchen zu liegen und wollte zu einem gewaltigen Schlag ins Gesicht ausholen.

Da erst spürte er Nicoles Hände.

Die Arme der Gefangenen waren starr ausgestreckt. Und am Ende dieser Arme hatten zwei zarte, mädchenhafte Hände einen Schraubstock gebildet, dessen Umklammerung nicht mehr zu lösen war.

Die Gelben Furien trauten ihren Augen nicht, als sie dieses seltsame Bild sahen.

Da schien ein Koloß von männlichem Körper schräg in der Luft zu hängen. Sein Kopf wurde dadurch am Fallen gehindert, daß zwei Mädchenarme sich ihm entgegenstreckten. Und Bahilis Hals war zwischen Nicles kraftvoll zupackenden Händen wie in einer ehernen Falle.

»Warum kommst du nicht näher?« fragte Nicole spöttisch. Sie war sich ihres Sieges sicher.

Bahili verdrehte immer mehr die Augen.

»Wolltest du mich nicht küssen, du Fleischsack?« spöttelte Nicole weiter. Und ihre Hände drückten weiter zu. Bahili quollen die Augen schon fast aus ihren Höhlen.

Röchelnd hing er in der ausweglosen Umklammerung von Nicles Händen. Dann preßte Nicole ihre Hände so schwer um seinen Hals, daß sich alle Knöchel abzeichneten.

Keine drei Minuten lang hielt sie ihn so. Dann ließ sie los, rollte sich auf den Diwan zur Seite und sprang auf.

Bahilis Körper fiel schwer wie ein Felsblock nach unten. Mit dumpfem Poltern landete er auf dem Boden neben dem Diwan.

Die Gelben Furien zeigten eine Mischung aus Bewunderung und Furcht, als sie auf das Mädchen sahen, das seelenruhig in der Mitte des Raumes stand.

»Hast du noch mehr solche Halbwüchsige?« rief sie dem Großen Shuri zu. Aber der Herrscher der Gelben Furien dachte nicht daran, ihr eine Antwort darauf zu geben.

Der Herrscher der Shuris winkte drei der Furien heran und besprach sich mit ihnen.

Nicole spürte, daß sie über ihr eigenes Schicksal berieten. Würde man sie jetzt freilassen?

Der Große Shuri trat einen Schritt auf Nicole zu.

»Ich habe mit dem Rat der Gelben Furien beschlossen, dich freizulassen«, verkündete er mit rauher Stimme. »Du hast einen meiner stärksten und besten Sklaven überwunden und getötet. Wir erkennen deinen Mut und deine Stärke an. Du bist eine Fremde, und du darfst den Tempel eigentlich nicht lebend verlassen. Wir werden mit dir eine Ausnahme machen, weil du nicht unser Feind bist. Du gehörst nicht zu den verfluchten Tamilen, die uns einmal vernichtend geschlagen haben. Diese drei Frauen hier werden dich zu einem geheimen Ausgang bringen. Du wirst mir jetzt schwören, daß du unseren Tempel nie wieder suchen oder in diese Gegend am Wasserfall kommen wirst.«

»Dann schwöre du mir zuerst, daß ihr keine Hintergedanken habt und mich wirklich freilassen werdet«, forderte Nicole ihn

unerschrocken auf.

»Du hast das Wort des Geistes des großen Königs Shuriwatha. Ich schwöre dir, daß du frei sein wirst.«

»Gut«, sagte Nicole. »Dann kann ich dir schwören, daß ich mich für immer von deinem Tempel fernhalten werde. Schwur gegen Schwur, Großer Shuri.«

»Du bist nicht nur stark und mutig, sondern auch vernünftig und klug«, lobte der Beherrscher der Gelben Furien Nicole.

Auf einen Wink des Shuris nahmen die drei Gelben Furien das Mädchen in ihre Mitte und führten sie aus dem Raum.

Der tote Bahili lag noch immer am Boden. Ärgerlich trat der Große Shuri mit dem Fuß nach dem Leichnam.

»Erbärmlicher Hund!« knirschte er durch die Zähne. »Dich von einem Mädchen besiegen zu lassen!«

Aber gleichzeitig frohlockte er. So billig, wie die Fremde glaubte, sollte sie ihm nicht davongekommen...

Die drei Gelben Furien brachten Nicole Duval in den Flur mit den gleißenden Wänden aus purem Gold. Von dort ging der Weg auf die Treppe mit den vielen Stufen zu, die Batak mit ihr heruntergekommen war.

Als sie das obere Ende der Treppe erreicht hatten, betraten sie den Hauptflur, der zum Ausgang führte.

Wieder zählte Nicole die Schritte. Sie prägte sich jede Einzelheit ein, die ihr und Zamorra vielleicht einmal nützlich sein konnte.

Sie schätzte Länge und Breite des goldenen Korridors ab.

Dann achtete sie gespannt auf den Augenblick, da eine der Gelben Furien den geheimen Mechanismus bedienen würden, um das schwere Stahltor im Felsen zu öffnen. Dieser Mechanismus mußte irgendwo in diesem Flur untergebracht sein.

Da sah sie schon, wie eine der verschleierte Furien an die Wand trat und nach einem Kästchen langte. Es war ein Schmuckkästchen, aus reinem Gold getrieben und etwa vierzig Zentimeter breit.

Was Nicole mehr faszinierte als dieser wertvolle Schmuckgegenstand, der als Behälter von feinsten geschliffenen Diamanten diente, war das, was sich hinter dem Kästchen zeigte.

Dort war ein stählerner Hebel angebracht, nicht größer als der Griff eines Spatens. Aber dieser kleine Hebel war das geheime Werkzeug zum Öffnen des Eingangs im Felsen!

Nicole wartete gespannt. Da wurde plötzlich von draußen mehrmals geklopft.

Das Echo der harten Schläge dröhnte durch den ganzen Korridor.

Sofort standen zwei der Gelben Furien dicht bei Nicole und ergriffen sie bei den Armen.

»Wir müssen warten«, sagte die dritte erklärend zu ihr. »Ich muß

zuerst die Wächter hereinlassen. Tretet gegen diese Wand!«

Arglos ging Nicole bis zur Wand zurück, gefolgt und scharf bewacht von den anderen. Ihr Rücken berührte schon eine der Goldplatten, aus denen alle Wände des Korridors gefertigt waren.

Dann sah sie, wie die dritte der Furien den Hebel herunterließ. Es war ein einfacher Griff, aber er ließ das große Tor am Ende des Korridors wie durch Zauberkraft aufgehen. Übermannsgroß tat sich das Tor auf, und schon war dahinter das kleine Felsplateau zu sehen.

Auch das Rauschen des Wasserfalls drang bis hier herein.

Drei der gelbgekleideten falschen Mönche, die Diener des Shuri, betraten den Flur.

Einer von ihnen, eine Art Anführer mit einem grimmig bemalten Gesicht, trat vor die Furien.

»Ist das die Fremde, die Batak zuletzt gefangengenommen hat?« fragte er.

»Ja«, sagten die Furien wie aus einem Munde.

»Und hat sie euch ihren Namen gesagt?«

»Sie heißt Colnic«, sagte einer der Furien. »Florence Colnic ist ihr Name.«

Der Gelbe grinste die Gefangene an.

»So?« sagte er. »Du hast deinen richtigen Namen vergessen, he?«

Er wandte sich zu den Furien.

»Ich werde euch ihren wahren Namen sagen, und ich werde euch sagen, mit wem sie zum Wasserfall gekommen ist. Sie heißt Nicole Duval. Und ihr junger Begleiter ist der Diener des Raja. Wir haben sie beobachtet und belauscht, bevor Batak das Mädchen bei der Brücke überrascht hat. Aber hört und staunt, zu wem das Mädchen gehört: der Feind der Geister ist in den Bergen. Es ist Zamorra, der Mensch, der Dämonen besiegt.«

Die Furien standen starr wie Säulen. Sekundenlang. Sie kannten den Namen.

Sie hatten nicht nur einmal gehört von ihm. Die Dämonen dieser Welt und der Unterwelt verfügen über genügend Mittel, um sich Nachrichten zukommen zu lassen.

Zamorra war in den Bergen! Es gab keine Nachricht, die größere Gefahr bedeutete!

Nicole sah nach vorn. Aber das Tor war inzwischen wieder geschlossen. Die Gelbe Furie hatte ihr sofort den Fluchtweg abgeschnitten, als die drei Sklaven und Wächter eintraten.

Und plötzlich fühlte Nicole Duval, wie sie nach hinten umfiel. Sie konnte sich im ersten Augenblick nicht erklären, was geschah.

Alles kam blitzschnell und so unerwartet, daß sie nicht flink genug reagieren konnte. Dann wußte sie, warum sie nach hinten übersank.

Die Furien hatten sie tückischerweise so aufgestellt, daß sie mit dem

Rücken gegen eine Geheimtür zu stehen gekommen war!

Jetzt schob sich diese Tür zur Seite und verschwand hinter der Wand aus purem Gold. Und der Druck des Anlehns ließ Nicole ins Leere taumeln und nach hinten umfallen.

Sofort waren die Furien über ihr und zerrten sie weiter. Dunkelheit umgab das Mädchen. Sie wollte aufspringen und sich auf die Gelben Furien stürzen.

Aber da schob sich die Wand zwischen sie und die Furien. Jemand hatte die geheime Tür von außen wieder verschlossen.

Sekundenlang horchte Nicole. Draußen entfernten sich Schritte.

Töpp... töpp ... machte es rings um Nicole. Was waren das für Geräusche?

Das Mädchen tastete sich an den Wänden entlang. Da wußte sie, wo man sie gefangen hielt. Es war ein steinernes Verlies. Die Wände waren tropfnaß. Von allen Seiten sprangen kleine Wassertropfen über ihre Hände und Arme. Kalt und modrig war es hier und vollkommen dunkel.

Nicole war den Shuris nun doch in die Hände gefallen. Keine List und keine körperliche Kraft würde sie aus diesem steinernen Gefängnis befreien. Zamorras Sekretärin hatte nur noch einen Wunsch, nur noch einen Gedanken. Ihr Freund und Meister mußte noch in der Nähe sein!

Sie konnte nichts tun, als seiner Kraft, seinem Geist und seinen übernatürlichen Fähigkeiten zu vertrauen.

Die Erinnerung an die Kraftströme, die er ihr mit seinem Amulett übermittelt hatte, um Bahili zu besiegen, gab ihr ein wenig Mut.

Aber würde der Professor Mittel und Zeit genug finden, um seine Mitarbeiterin aus dem dunklen Verlies der Gelben Furien zu befreien?

Nicole versuchte weiter, sich über Größe und Beschaffenheit ihres Kerkers Gewißheit zu verschaffen. Zunächst fand sie nicht viel. Nasse Wände, klebrige Pflanzen und Farne, Stein an Stein.

Aber dann hörte sie etwas. Ganz leise zuerst, aber deutlich. Das mußte der Wasserfall sein! Da wurde ihr klar, daß es zwar keinen Ausweg für sie gab, kein Entrinnen aus diesem kühlen, finsternen Gewölbe aus Stein und Feuchtigkeit.

Aber wenn sie etwas hören konnte, konnten die Wände nicht allzu dick sein! Oder aber, was noch besser war, es mußte eine Öffnung geben, durch welche die Luft eintreten und entweichen konnte!

Schon in dem prächtigen Saal, wo sie dem Shuri und dann dem Sklaven Bahili gegenübergetreten hatte, war sie verwundert gewesen, daß die vielen Fackeln so gleichmäßig brennen konnten. Es mußte also eine Luftzufuhr geben! Ohne Sauerstoff brennt kein Feuer, dachte Nicole. Ein feines, ausgeklügeltes System von Belüftung!

Das war die Antwort!

Nicole verlor keine Sekunde. Sie stellte sich so, daß ihr Rufen die Schallwellen durch die kleine schmale Öffnung tragen mußte, die sie hinter einem schwachen hellen Streifen im Gestein erkannte.

Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, formte die Hände zu einem Trichter vor ihrem Mund.

»Hört mich jemand?« rief sie. Sie mußte mehrmals rufen.

»Kann mich niemand hören?« schrie sie aus Leibeskräften.

Und dann kam wirklich eine Antwort. Wie von ganz weit. Aber es war eine Antwort. »Ich bin neben dir«, sagte eine Mädchenstimme.

»Wer bist du? Verstehst du mich?« fragte Nicole auf Englisch.

»Ich verstehe dich«, kam die Antwort. »Ich bin Sita, und man hält mich gefangen wie dich. Du bist im Verlies, nicht wahr?«

»Ja«, rief Nicole hinaus. »Es ist ein dunkler, feuchter Raum aus Felsen.«

»Das ist der Kerker«, kam die Stimme des anderen Mädchens. »Du bist ihnen zu gefährlich. Bist du das Mädchen, das Bahili erwürgt hat?«

»Ja«, sagte Nicole.

»Ich habe es gesehen. Wir sind die Tänzerinnen im Tempel. Wir konnten es beobachten. Batak wollte uns zeigen, wie der Sklave dich überwindet und schändet.«

»Weißt du, wie man das Tor öffnet?« fragte Nicole schnell.

»Nein«, kam Sitas Stimme.

»Ich weiß es«, sagte Nicole. »Aber ich weiß nicht, wie man an den Hebel kommt.«

»Du weißt, wo der Mechanismus ist?« fragte Sita.

»Ich habe ihn gesehen, als drei der Wächter hereinkamen«, erklärte Nicole.

»Du mußt es mir genau beschreiben«, sagte Sita.

»Glaubst du denn, daß du an den geheimen Hebel herankommst?« fragte Nicole verwundert.

»Ich glaube schon«, sagte Sita. »Ich muß das alles genau überlegen. Aber ich glaube, es gibt einen Weg. Er erfordert viel List, und er ist nicht ungefährlich. Aber ich werde alles versuchen. Es sind noch zwei Schwestern von mir im Tempel gefangen.«

»Ich weiß«, sagte Nicole. »Siri und Manika, nicht wahr?«

Ein Schweigen von Sekunden.

»Wenn du ihre Namen kennst, gehörst du entweder zu den Gelben Furien und willst mich aushorchen...«

»Oder ich war unterwegs, um auszukundschaften, wie man euch befreien kann«, sagte Nicole.

Wieder das sekundenlange Schweigen.

»Wie heißt du?« fragte Sita dann.

»Nicole«, gab Zamorras Freundin Auskunft.

»Und kannst du mir irgendetwas sagen, damit ich glaube, daß du auf meiner Seite bist?«

Nicole überlegte. Welchen Beweis sollte die Fremde von ihr annehmen?

»Doch«, sagte sie dann. »Ich werde dir den Namen des jungen Mannes sagen, der mich auf den Berg und in die Nähe des Wasserfalls geführt hat.«

»Sag mir den Namen«, bat Sita.

»Er ist sechzehn Jahre alt, aber er ist stolz und stark und mutig wie der Leopard in den Wäldern. Sein Name ist Shandri, und er ist der Diener deines Vaters Raja.«

Diesmal dauerte das Schweigen nicht so lange.

»Ich glaube dir, Nicole«, kam Sitas Stimme durch die kleine Öffnung in der Wand des steinernen Verlieses. »Und ich werde dir nun sagen, wie ich versuchen werde, von hier zu entfliehen.«

Shandri war untröstlich darüber, daß Nicole in die Gewalt der Shuris gekommen war. Er gab sich allein die Schuld an der Entführung des Mädchens.

Zamorra versuchte ihn zu beruhigen.

»Wir dürfen nicht mehr an das denken, was geschehen ist«, sagte er. »So tragisch es auch ist. Wir haben andere Aufgaben. Das Gebiet der Hängebrücke müssen wir jedenfalls verlassen. Ich bin sicher, daß wir beobachtet wurden. Und es wird den Dämonen nicht einfallen, jetzt das Tor zum Felsen für uns zu öffnen. Ich bin aber sicher, daß es einen zweiten Zugang zum Tempel gibt. Kein Dämon ist sich dermaßen sicher, daß er sich nicht für den Ernstfall einen zweiten Fluchtweg schafft. Ich werde also nach diesem zweiten Zugang suchen.«

»Ich bin dabei, Sir!« sagte Shandri tatendurstig.

Aber Zamorra wehrte ab. »Diese Aufgabe mußt du mir überlassen, Shandri«, sagte er. »Du hast eine andere, die genauso wichtig ist.«

»Ja, Sir?« fragte Shandri dienstefrig. Er war froh darüber, daß Zamorra ihm wegen Nicoles Verschwinden keinen Vorwurf machte.

Daß er ihn trotzdem als Helfer akzeptierte. »Was soll ich tun, Sir?«

»Wir müssen damit rechnen, daß die Shuris es uns nicht leicht machen werden. Wir müssen herausfinden, wieviele der Gelben Furien es gibt. Und außerdem müssen wir wissen, wie wir gegen sie vorgehen, wenn wir die Zugänge zum Tempel erst besser kennen. Dazu müssen wir aber genau informiert sein, wer zu den wirklichen Furien gehört, also zu den Geistern, und wieviele es von den irdischen Knechten gibt, den lebenden Menschen.«

»Das verstehe ich nicht, Sir«, meinte der junge Tamile.

Zamorra setzte ihm seine Theorie auseinander. »Es muß zwei

verschiedene Arten von Lebewesen im Tempel geben. Das sagt mir meine Erfahrung im Umgang und Kampf mit den Dämonen. Einmal hat dieser ehemalige König Shuriwatha die übersinnlichen Kräfte, sich selbst und seine engsten Familienvertrauten und Diener als Geister am Leben zu halten, obwohl er und sie längst tot waren. Die anderen aber sind Menschen unserer Zeit. Sie stehen im Banne des alten Shuris und der Gelben Furien. Man hat ihnen den Haß gegen euch Tamilen eingeimpft. Aber es sind Männer wie du und ich. Dieser falsche gelbe Mönch zum Beispiel, der Nicole Duval entführt hat, kann kein Dämon sein. Er ist von Fleisch und Blut, also mit normalen Mitteln besiegbar. Die Dämonen selbst, die Gelben Furien, würden sich nicht so offen und so lange ans freie Tageslicht wagen. Das Licht schadet ihnen und würde sie bald außer Gefecht setzen.«

»Und was habe ich zu tun, Sir?« fragte Zamorras Bergführer.

»Wir werden damit rechnen müssen daß die Suche nach dem Tempel und den entführten Mädchen uns tagelang in Anspruch nehmen wird. Wir können nicht jagen, also haben wir kein Fleisch. Bist du mutig genug, um den Weg nach Mihintale allein zurückzugehen?«

»Ja, Sir. Shandri ist sehr mutig.«

»Gut. Es ist jetzt noch nicht sechzehn Uhr. Du kannst noch vor der Dunkelheit in der Stadt sein. Versuche, dich so unauffällig zu bewegen, daß keiner der Shuris deinen Weg verfolgen kann. Dann Sorge dafür, daß dein Herr, der Raja, dir genügend Decken und vor allem zwei Pistolen mit Munition gibt. Wir werden sie gegen die falschen Mönche gebrauchen können, falls es hier vor dem Tempel zum Kampf kommt. Und dann laß dir genügend Lebensmittel geben. Sie müßten für einige Tage ausreichend sein.«

»Ja, Sir. Ich gehe nach Mihintale und werde alles besorgen. Aber was soll ich meinem Herrn sagen, wenn er nach seinen Töchtern fragt?«

»Sag ihm, daß sie leben. Ich weiß das ganz sicher. Ich nehme an, daß man sie als Freudentänzerinnen zum Tempeldienst zwingt. Das ist keine schmeichelnde Angelegenheit, aber es bedeutet auch, daß man die Mädchen nicht hungern läßt und daß sie vor allem am Leben sind.«

»Gut, Herr. Ich werde dem Raja alles berichten. Und morgen früh komme ich wieder zum Berg.«

»Ja. Wir werden uns dort treffen, wo du dich heute von Nicole Duval getrennt hast. Etwa in der Mitte des Felsens.«

»Ja, Sir. Und wenn wir uns vor den Shuris verbergen müssen, um nicht gesehen zu werden?«

»Dann pirschen wir uns auf die Spitze des Felsens, Shandri.«

»Gut, Sir. Und wenn ich verhindert bin, werde ich sechsmal hintereinander fauchen, wie der Leopard in den Regenwäldern.«

»Du kannst fauchen wie der Leopard?« fragte Zamorra erstaunt.

»Fauchen und brüllen«, antwortete der junge Tamile. »Shandri kann alle Tierstimmen nachmachen. Sechsmal, Sir, dann ist es kein Leopard, sondern Shandri, der sich verstecken muß.«

Nach diesen Worten ließ Zamorras Führer den Professor allein und verschwand im Dickicht des Trampelpfades, der zur Stadt der Heiligen Stufen hinunterführte.

Zamorra machte sich am linken Ufer des Wasserfalles an den beschwerlichen Abstieg. Solange das Sonnenlicht die Spitze des Berges erhellte, wollte er versuchen, den zweiten Eingang zum Tempel zu finden. Er war sicher, daß es ihn gab.

Aber wo, in diesem weiten, unzugänglichen Gelände war er zu suchen?

Zamorra war sich wirklich im klaren, daß die Lösung dieses Falles ihn länger beschäftigen würde als er angenommen hatte. Es gab zu wenige Hinweise über die Art und Weise, wie die Gelben Furien ihren Tempel ausgestattet hatten, wie groß er war, und wieviele Geister und Lebende im Innern des Berges wohnten.

Zamorra dachte auch an die Möglichkeit, daß der Tempel sich in seiner vollen Größe unter dem Wasser befinden könnte. Aber dann müßten alle Zu- und Ausgänge zu ebener Erde liegen. Und für so leichtsinnig durfte er keinen der gefährlichen Geister halten.

Zamorras Aufgabe wurde durch den Umstand erschwert, daß praktisch der ganze Berg neben dem See den Furien als Behausung dienen konnte. Aber er mußte mit seiner Suche beginnen. Ganz systematisch mußte er jeden kleinsten Pfad, jeden Busch, jeden Felsbrocken untersuchen. Meter um Meter hatte er seine ganze Aufmerksamkeit den Spuren der Shuris zu widmen.

Fürs erste war ihm klar, daß sich Nicole in einiger Sicherheit befand. Auch wenn sie die Gefangene der Shuris war. Aber sein Kraftstrom mußte den Furien gezeigt haben, welche übernatürlichen Kräfte auch sie als junges Mädchen fähig war. Langsam tastete sich Zamorra in die Schlucht neben dem Wasserfall hinein.

Steine rollten unter seinen Schuhsohlen weg. Dornige Äste rissen und kratzten an seinem Kakhianzug. Erbarmungslos brannte die sommerliche Sonne über ihm wie über dem brodelnden Dschungel.

Besonders mußte Zamorra auf Schlangen achten. Er trug zwar immer ein Serum bei sich, mit dem er sich notfalls gegen eine giftige Infektion schützen konnte. Trotzdem konnte ein Schlangenbiß, auch wenn er nicht tödlich war, ihn für kurze Zeit lähmen und außer Gefecht setzen.

Aber Zamorra mußte fähig sein, dauernd im Einsatz zu bleiben. Er durfte keine Stunde, keine Minute verlieren. Er war sich im klaren

darüber, daß er es nicht mit einem einzelnen Dämonen, sondern mit einer Unzahl von geisterhaften Gegnern zu tun bekommen würde.

Er hatte diesen Gedanken noch nicht zu Ende gedacht, als er etwa hundert Meter vor sich eine Bewegung sah.

Schnell verbarg er sich hinter einem Gestrüpp.

Dann bog er die Zweige vorsichtig zur Seite.

Die Erscheinung dort unten war einer der falschen gelben Mönche!

Wenn er ihn erreichen und ihn unschädlich machen könnte, hätte er viel gewonnen. Er könnte ihn als eine Art Geisel benutzen und gegen den Großen Shuri ausspielen. Und er könnte versuchen, die Antwort auf seine brennendste Frage zu bekommen: die Frage nach dem zweiten Zugang zum Tempel.

Die Gestalt, die sich jetzt etwa zwanzig Meter unter ihm in einer Entfernung von zwei – bis dreihundert Schritt bewegte, schien völlig arglos und sicher zu sein. Sie rechnete mit keinem Fremden in der Welt der Berge.

So schnell es ging, pirschte Zamorra sich voran.

Er ging ein paar Schritte, blieb stehen und beobachtete den anderen. Der Fremde ging jetzt direkt auf den Wasserfall zu.

Es schien Zamorra unmöglich, daß er ihn vor dem Betreten des Wasserfalls erreichen konnte. Der Felsen war zu steil, um schnell voranzukommen.

Und plötzlich sah Zamorra das, was ihm schon Shandri berichtet hatte.

Der gelbe Mönch schien aufrecht und ohne zu schwanken in den Wasserfall hineinzugehen!

Natürlich konnte das eine optische Täuschung sein. Aber Zamorra mußte herausfinden, was hinter diesem Geheimnis steckte.

Er nahm keine Rücksicht und ließ jetzt alle Vorsicht fahren. Mit kühnen Sätzen preschte er das letzte Stück des felsigen Pfades hinunter, bis er an der Stelle stand, wo er die Gestalt des Fremden zuletzt gesehen hatte. Er sah ihn nicht mehr. Es war, als wäre nie jemand hier gewesen. Die Gestalt des gelben Mönches war wie vom Erdboden verschwunden!

Sorgfältig untersuchte Zamorra den Boden nach Abdrücken. Das war auf dem Felsgestein nicht möglich. Nur auf der einen Seite fand er eine winzige Spur. Ein paar Eindrücke von leichten Schuhen.

Zamorra nahm an, daß sie von den Sandalen des falschen Mönches herrührten.

Aber die kleine Spur hörte auf, noch bevor sie an den Rand des Wasserfalls führte.

Zamorra biß die Zähne aufeinander. Er spürte, daß er nicht weit vom zweiten Eingang des Tempels entfernt war!

Aber der Dschungel war undurchdringlich an dieser Stelle. Direkt am

Rande standen ein paar kräftige Palmyrapalmen, deren hellgrüne Wedel fast waagerecht in die Luft standen.

Das Strauchwerk unter den Palmen war zu dicht, als daß Zamorra dort das Versteck vermuten konnte, das ihm mehr über den Eingang zum Tempel verraten hätte!

Keine fünf Meter über ihm schlossen sich die Wedel der Palmen und anderer Bäume zu einem dichten Blattwerk, das wie ein undurchsichtiges Netz war.

Ein Netz das ein gähnendes, mannshohes Loch umspannte!

Es war die Öffnung jenes Schachtes, den die Shuris durch Wasserkanäle überfluten konnten.

Es war die Öffnung jenes Schachtes, aus dem der ungetreue Anführer der Sklaven, der Wächter Katiya, in den stürzenden Wasserfall geschleudert worden war!

Zamorra sah auf die Sonne. Der untere Rand des glühenden Balles näherte sich bedenklich den Gipfeln der Berge. Zamorra mußte an das eigenartige Schauspiel des letzten Abends denken. An den Sonnenuntergang, der sich innerhalb von wenigen Sekunden vollzogen hatte.

Der Professor durfte nicht ein Opfer der schnell einbrechenden Dunkelheit werden. Er mußte versuchen, zum Felsen zurückzugelangen, wo er sich von Shandri getrennt hatte. Oben, im Schutze des Felsens und des Dschungels, würde er ein besseres Versteck für die Nacht finden.

Zamorra war alles andere als begeistert, daß er für heute den Rückweg antreten mußte. Aber die weitere Suche am Wasserfall würde ihn bald der erbarmungslosen Nacht ausliefern. Und in der Dunkelheit war es völlig unmöglich, weiterzuforschen.

Zamorra merkte sich die Stelle genau, wo der falsche Mönch seinen Blicken entschwunden war. Er nahm sich vor, hierher zurückzukehren. Gleich morgen früh.

Er würde pünktlich am Treffpunkt zurück sein, um auf seinen Führer Shandri zu treffen und die Suche gemeinsam fortzusetzen!

Mit diesem Vorsatz machte sich Zamorra an den Aufstieg.

Als Nicole erwachte, kam es ihr vor, als sei ihr Körper aus Blei. Vollgepumpt mit seltsamen Drogen und anderen Giften.

Sie lag auf einem Diwan, und sie befand sich in einem ganz anderen Raum.

Wie bin ich hierhergekommen? fragte sie sich.

Sie versuchte, sich zu erinnern.

Da war das dunkle Verlies gewesen. Tropfnasse Wände zu allen Seiten. Dann die Stimme einer Mitgefangenen. Die Stimme der Sita

Raja. Dann das Lager. Ein paar auf den feuchten Boden geworfene Decken und Felle.

Nicole hatte sich hingelegt und war eingeschlafen.

Und im Schlaf mußten die Gelben Furien sie überwunden haben.

Nicoles Kopf und Glieder fühlten sich unnatürlich schwer an.

Da fiel es ihr jäh wieder ein, was die vorhatten. Man betäubte sie und flößte ihnen drogenartige Flüssigkeiten ein, um sie für die Freudentänze im Tempel willig zu machen.

Jetzt versuchte Nicole, die Augen vollends zu öffnen. Sie befand sich in einem mächtigen und pompösen Prunksaal, in dem es ringsum von purem Gold glänzte und glitzerte.

Vor ihr standen drei der Gelben Furien. Nicole hätte nicht sagen können, ob es Männer oder Frauen waren.

Zwischen den Tischen aus Marmor und dem Thron des Großen Shuri hatten sich die gefangenen Tempeltänzerinnen aufgestellt.

Eine seltsame Musik erklang. Sie bestand aus dem dumpfen Dröhnen von Trommeln und einigen Tamtams. Hohe, silberhelle Flötentöne begleiteten den hektischen Rhythmus.

Jetzt begannen sich die Körper der jungen Mädchen zu drehen.

Langsam zuerst, und dann im jagenden Takt der Musik immer freier, immer schneller und herausfordernder.

Der Geist des Großen Shuriwatha verfolgte die geschmeidigen Bewegungen der Mädchenkörper mit sichtlichem Genuß. Er steigerte sich bald in eine Ekstase hinein, sprang von seinem Thron, und die Furien mußten ihm ein Mädchen nach dem anderen vorführen.

Er ergriff die Tänzerinnen, nahm ihre Hände und hielt sie weit von sich weg, damit keine ihrer Bewegungen ihm entgehen konnte. Er griff nach den Hüften der Tänzerinnen und drehte sie, wie er es haben wollte. Die Furien begleiteten den seltsamen Tanz mit ihrem Fauchen und Stöhnen, und die Wächter des Shuri summten die erregenden Melodien der Tempelmusik mit. In ihren Augen stand ein unbeschreibliches, wildes und lüsternes Feuer.

»Hoch mit dir!« rief plötzlich der Große Shuri Nicole zu. »Wir haben lange auf dich warten müssen, bis du die Nebel durchdrungen hast. Jetzt wirst du meine Tänzerin sein. Bringt sie her, ihr Furien!«

Nicole fühlte sich brutal hochgerissen. Erst jetzt bemerkte sie die seltsame Veränderung an ihrem Körper. Die Gelben Furien hatten auch sie, wie die übrigen gefangenen Mädchen, entkleidet und in ein hauchdünnes, aufreizendes Tanzgewand aus feinsten Seide gesteckt.

Nicole vernahm das alles nur halb. Sie fühlte, wie sie sich gegen diese Behandlung wehren wollte. Aber eine andere Kraft war größer in ihr. Die seltsamen Säfte und Mixturen, die man ihr eingeflößt hatte, hatten ihre Energie gelähmt. Ihr Widerstandsgeist war zu klein, und selbst ihr Wahrnehmungsvermögen war wie ausgelöscht. Schemenhaft

nur sah die Sekretärin Zamorras alle Figuren und Einrichtungsgegenstände des goldenen Prunkraums.

Der Große Shuri war ein dunkler Schatten, der sich gewaltig drohend vor ihr erhob. Und die Gelben Furien umgaben sie wie wehende Schleier aus Nebel und Rauch.

Die Tische und Goldbarren hatten als Konturen nur ganz weiche, fließende Linien. Alles schien ineinander überzugehen.

Da wurde Nicole nach vorn geschoben. »Dreh dich!« rief eine Stimme ihr zu. Und sie drehte sich und wurde gedreht und spürte nicht, was sie freiwillig tat und was man ihr aufzwang.

»Du bist weich und du bist fest, du bist rein und trotzdem wild. Du bist verführerisch wie die schönen Mädchen der Tamilen, und dein Tanz wird immer wilder werden. Gib deine Ohren ganz der Musik hin.«

Immer wieder kam die Stimme, kamen diese Worte. Und dann dröhnten unablässig die kleinen Trommeln und das große, paukenähnliche Tamtam. Eine Silberfanfare ertönte, riß Nicole in einen wilden, unkontrollierten Tanz.

Sie war wie benommen. Sie drehte sich in einer Art Trance und fand ihr volles Bewußtsein nicht wieder.

Und dann waren die Gelben Furien in einem Kreis um sie, führten sie an, trieben sie zu immer schnelleren Bewegungen.

Nicoles Füße brannten von dem wirbelnden Tanz. Ihre Wangen glühten, ihr ganzer Körper war heiß von einer unbekannten Sehnsucht, sich in diesem Tanz aufzulösen.

Die Schnelligkeit der Bewegungen, die Hitze des Tanzes, die Glut der brennenden Fackeln im Raum brachten Nicoles Körper zum Schweißausbruch.

Aber seltsamerweise wurde Nicole dabei leichter. Die Wirkung der fremden, verführerischen Zaubersäfte ließ bei den Tanzbewegungen nach. Mit dem Schweiß wurde die Wirkung des Zaubermittels durch die Poren getrieben.

Allmählich erkannte Nicole alle Konturen deutlicher. Sie sah die gräßlich maskierten Gelben Furien. Sah das lüsterne Gesicht des Großen Shuri. Und dann sah sie den Mann mit der wippenden Peitsche aus Krokodilleder. Es war Batak, der neue Anführer der Tempelwächter.

Er schien begierig darauf zu warten, eines der Mädchen mit seiner Peitsche schlagen zu dürfen. Aber die zum Tempeltanz gezwungenen Mädchen hüteten sich, die von ihnen geforderten Bewegungen nicht auszuführen. Lieber wollten sie die Schmach auf sich nehmen, vor den Augen der Shuris und Furien halb entblößt zu tanzen, als die strafenden Riemen der Peitsche zu fühlen.

»Für heute ist es genug!« rief da der Große Shuri. »Die Mädchen sind

nicht schlecht, aber gut sind sie auch noch nicht. Wir wollen ihnen zeigen, wie gut und wie schön eine junge Taminin tanzen kann! Los, Batak, bring mir meine Lieblingssklavin, die kleine Manika!«

Der Große Shuri leckte sich begierig die Lippen, als er an das schöne, blutjunge Mädchen und Opfer dachte.

Batak verließ den Raum, und plötzlich hörte Nicole aus der Reihe der Tänzerinnen ein leises Wimmern.

Sie sah ein hübsches junges Mädchen, das nicht viel älter als zwanzig Jahre sein mußte. Sie konnte nicht wissen, wer dieses Mädchen war. Aber sie wußte es sofort, als der Anführer Batak mit der kleinen Manika den Raum betrat.

Das also war Manika! Und wer ihr Gesicht mit dem des leise vor sich hinweinenden Mädchens verglich, erkannte sofort die Schwestern in ihnen!

Da wußte Nicole, wer das weinende Mädchen war.

Es war Sita, die um das harte und bittere Los ihrer jüngsten Schwester weinte.

»Batak!« rief der Große Shuri dem Anführer zu.

»Erhabener Herr?«

»Hinaus mit den Furien, und du bringst die Mädchen auf ihre Zimmer und in ihre Verliese. Manika, die jüngste und schönste meiner Sklavinnen, wird nur für mich tanzen. Für mich und meine Augen ganz allein!«

Dumpf hallten die Klänge der Trommeln weiter, als die Furien einen Halbkreis um die Tänzerinnen bildeten und sie aus dem Prunkraum in den Flur hinaustrieben.

Die kleine Manika aber war allein mit dem Großen Shuri. Ausgeliefert seinem Hohn, seiner Lust und seiner Begierde. Sie sollte eine volle Stunde vor ihm tanzen, bis sie bewußtlos umfallen würde...

Batak befahl den Gelben Furien, zu verschwinden.

»Mit den Mädchen hier werde ich allein fertig«, brummte er. Eine Gefangene nach der anderen ließ er in ihr Zimmer ein.

Es gab, wie Nicole beim Gang durch den langen, prunkreichen Korridor bemerkte, zwei Arten von Räumen für die Gefangenen. Einige der Räume hatten Geheimtüren, die sich unter Bataks Berührung mit dem Handballen wie von selbst öffneten und schlossen.

Andere waren mit kleinen Schlössern versehen. Diese Schlösser mußten sich alle gleichen, denn Batak benutzte nur einen und denselben goldenen Schlüssel dafür.

Da fühlte sich Nicole leicht am Rücken berührt. Es war nur die flüchtige Berührung von Fingerspitzen. Nicole spürte, daß eine der Tänzerinnen auf sich aufmerksam machen wollte.

»Bist du Nicole?« flüsterte eine Stimme hinter ihr.

»Ja. Und du bist Sita?«

»Ja. Ich muß wissen, wo der Hebel ist.«

Nicole verstand, was die schöne junge Taminin meinte. Also war sie entschlossen, unter allen Umständen die Flucht zu versuchen.

»Ich zeige ihn dir«, sagte Nicole leise.

»Was habt ihr da zu tuscheln?« brummte Batak hinter ihnen.

»Schweigt, oder ihr lernt meine Peitsche kennen!«

Fürs erste wagten die Mädchen nicht, sich weiter zu unterhalten.

Sie wußten, daß Batak in seinem Ingrim und seiner Wut seine Drohung sofort wahr machen würde.

Aber bevor Sita und Nicole vor ihren Behausungen angekommen waren, preßte Zamorras Freundin ganz schnell zwei Worte durch die Zähne.

»Mein Fuß!« sagte sie nur und begann zu stöhnen.

Sofort war Batak neben ihr. »Ihr sollt aufhören zu reden!« donnerte er los. »Was ist mit dir, Fremde? Willst du die Peitsche kosten?«

»Dann werde ich dich erwürgen, wie ich deinen Kumpan umgebracht habe, den Fleischsack Bahili.«

Batak zuckte zusammen.

Er ließ es nicht darauf ankommen, Bekanntschaft mit den zarten Fäusten Nicles zu machen, die mit ungeheuerlichen Kräften ausgestattet waren.

Zum Glück wußte er nicht, daß die Kraftströme von Zamorras Amulett Nicole im Augenblick nicht zuflossen.

»Ich will nur wissen, was ihr zu flüstern habt«, forderte er.

»Ich habe das Mädchen nach seinem Namen gefragt«, sagte Nicole. »Und dann habe ich ihr gesagt, daß ich in drei Tagen den Tempel durch die Mauer verlassen werde.«

Batak starrte sie an. Dann brach er in ein dröhnendes Gelächter aus.

»Ein guter Scherz, fremdes Mädchen«, sagte er belustigt. »Du willst also durch die Mauer gehen?«

»Ja«, sagte Nicole. »Ich werde den Felsen einfach auseinanderbiegen, wie ich Bahilis Hals umgebogen habe.«

Batak wandte sich ab von Nicole. Er wurde nicht schlau aus ihr.

Da hielt er es viel lieber mit Sita. Sie war eine Taminin, und er kannte ihre Mentalität und ihre Gefühle.

Er ließ die beiden Mädchen vor ihre Türen treten und warten.

Dann ging er ganz dicht auf Sita zu und stützte sich mit einer Hand an der goldenen Fläche der Korridorwand.

»Hast du dir's überlegt?« fragte er begierig. »Du wirst es besser haben, wenn du mir gehörs. Der Große Shuri hat dich in meine Gewalt gegeben. Aber ich will, daß ich in einer Beziehung keine Gewalt anwenden muß. Es wird zu deinem Nutzen sein, Sita.«

»Du kannst viel versprechen, Batak«, sagte die Tamin. »Und du brauchst nichts zu halten, weil ich in deiner Gewalt bin.«

»Ich werde dich zur Königin im Tempel machen«, sagte Batak.

»Du wirst mehr Gold und Edelsteine haben als jede Frau dieser Welt.«

»Und mehr Prügel als alle Frauen der Welt zusammen«, sagte Sita.

»Du mußt mir glauben, Sita«, sagte Batak mit weicher, schmeichelnder Stimme. »Ich begehre dich nicht nur. Ich brenne nach dir und mag dich gern. Der Große Shuri wird mir einen Teil des Tempels abtreten. Dann herrschen wir allein.«

»Ich will mit meinen Schwestern zurück zu meiner Familie«, sagte Sita.

»Gut, wie du willst. Aber dann wirst du mir vorher gehören.«

»Und bin frei?« fragte Sita ungläubig.

»Einmal gehört Sita dem Anführer Batak, und dann ist sie frei.«

Sita überlegte. Dieser Wüstling von Anführer würde alles andere tun als sie freilassen, dachte sie. Er würde beim Großen Shuri für immer in Ungnade fallen. Nein, dachte die Tamin weiter. Dir werde ich nicht auf den Leim gehen. Aber du wirst dich in deinem eigenen Netz fangen.

Sitas Plan stand fest. Sie mußte Batak überlisten.

Jetzt mußte sie nur noch wissen, wo der geheime Mechanismus angebracht war, der das Tor ihres Gefängnisses öffnen würde.

Sie sah hinüber zu Nicole. Die Französin hatte sich an die Wand gelehnt. Sie tat so, als sei sie vom ungewohnten Tanzen übermäßig erschöpft.

Sitas Blick ging am Körper der Fremden entlang. Dann fiel er auf ihr linkes Bein, auf ihren linken Fuß.

Blitzschnell erfaßte Sita die Situation. Es mußte etwas zu bedeuten haben, daß Nicole ihr diese beiden Worte zugerannt hatte: »Mein Fuß!«

Sie sah, wie der Fuß nach vorn ausgestreckt war. Und die Fußspitze bewegte sich langsam. Auf und ab. Wenn Sita die Linie verfolgte, die von dieser Bewegung gebildet wurde, fiel der Blick auf die gegenüberliegende Wand. Dort war eine Nische mit einem goldenen Schmuckkästchen.

In diesem Kästchen, der hinter ihm, mußte der Schlüssel zum Felsentor des Tempels sein!

Sita faßte neuen Mut. Und gleichzeitig fühlte sie sich sicher. Sie sah, wie Bataks Blicke durch Nicoles Bewegungen angezogen wurden. Sie mußte ihn ablenken, bevor er das kleine raffinierte Manöver durchschaute.

»Warum willst du ausgerechnet mich, Batak?« sagte sie fast zärtlich.

Sofort widmete ihr Batak wieder seine ganze Aufmerksamkeit.

»Weil du die Schönste von allen bist, die ich kenne.«

»Gut«, sagte Sita schmeichlerisch. »Dann besuche mich.«

Batak starrte sie an. Er verstand den plötzlichen Gesinnungswechsel des Mädchens nicht. Aber er konnte nicht mit der List der jungen Tamilin rechnen. Sie war zu schlank, zu zart gebaut. In ihr konnte er keine gefährliche Gegnerin vermuten.

»Ich komme«, sagte er begehrllich, seine Stimme wurde rau und heiser.

»Ich warte«, sagte Sita nur. »Wann wirst du kommen?«

»Der Große Shuri gibt heute ein festliches Mittagmahl. Es wird zwei Stunden dauern, bis in den Nachmittag hinein. Ich komme kurz nach dem Essen, dann ist es halb drei.«

»Ich weiß nicht, wann es halb drei ist«, wandte Sita ein.

»Du wirst es wissen, wenn ich komme«, sagte er nur. Dann berührte er mit seinem Handballen die goldene Wand hinter Nicole.

Zamorras Freundin und Mitarbeiterin mußte sich fügen. Sie trat in ihr dunkles Verlies.

Dann hörte sie, wie Batak Sitas Zimmer aufschloß. Gleich darauf klickte der Schlüssel ein zweitesmal. Sita war eingeschlossen worden.

Dann tauchte Bataks Gestalt im Eingang zum finsternen Kerker auf.

»Ich hätte es lieber mit dir versucht, Französin«, sagte er gehässig grinsend. »Aber du bist kein Mädchen, sondern eine gefährliche Bestie.«

Nicole sah, wie er die Hand gegen die Korridorwand legte, dann schob sich zwischen Batak und ihr die Tür wieder zu.

Nicole war allein in ihrem Verlies.

Und fürs erste hieß ihre einzige Hoffnung Sita. Sie begann sogleich, nach der Tamilin zu rufen.

Auch an diesem Morgen suchte Zamorra vergeblich nach dem zweiten versteckten Eingang zum Tempel der Gelben Furien.

Er hatte wiederum die Stelle als Ausgangspunkt gewählt, an der er schon gestern gestanden hatte, als die einbrechende Dunkelheit ihn zum Rückzug zwang.

Heute war er ganz frühzeitig den Felsenpfad neben dem Wasserfall hinuntergeklettert.

Er untersuchte jeden Stein, jeden Baum, jede Wurzel.

Nichts gab ihm einen Hinweis darauf, daß sich der Eingang ganz in der Nähe befand. Und doch wußte der Professor, daß er ihm bis auf wenige Meter nahe war!

Unverrichteter Dinge kehrte er zurück. Er wollte pünktlich am Treffpunkt sein, wenn Shandri wieder auftauchen würde.

Der junge Tamile war schon vor ihm da. Er hatte Decken und Felle mitgebracht. Die Nächte auf dem Berg waren trotz der sommerlichen

Hitze oft unangenehm kühl. Weiterhin zeigte ihm der junge Tamile zwei Pistolen, die ihm sein Herr, der Raja, überlassen hatte.

Und schließlich hatte Shandris Meister ihm einen ganzen Rucksack mit Konserven und frischen Früchten vollpacken lassen.

»Gut«, sagte Zamorra. »Dann sind wir gerüstet. Und ich schwöre, dir daß ich nicht eher ins Tal zurückkehren werde, bis ich deine Schwestern und meine Freundin befreit und die Shuris bestraft habe.«

»Es wird schon werden, Sir«, gab Shandri zu bedenken.

»Ich weiß es, Shandri. Ich weiß es sehr gut. So gewappnet, so im Dunklen und Geheimnisvollen verborgen habe ich selten Dämonen aus der Welt der Überirdischen erlebt. Ihre Kräfte müssen sehr groß sein. Aber sie sind nicht unüberwindlich. Wir werden einen Weg finden.«

»Sie werden neue Geiseln haben wollen, Sir. Neue Mädchen. Also müssen sie aus ihrem Tempel kommen.«

»Richtig«, sagte Zamorra. »Sie werden sich mit ihren ersten Opfern nicht zufriedengeben. Sie werden weitere Mädchen rauben. Und darauf fußt mein Plan, Shandri. Ich sagte dir wohl, daß die teuflische Besatzung dieses Höllentempels aus Geistern wie aus Menschen bestehen muß.«

»Ja, Sir. Die Shuris sind die Geister aus der Vorzeit, aus der Zeit der Könige. Und die Gelben Furien sind getarnte Mönche. Falsche Mönche. Sie allein können heraus ans Tageslicht.«

»Richtig, junger Freund. Wir kennen noch keinen Weg, wie wir in den Tempel gelangen. Wir werden uns in Geduld üben und warten, bis sich die Tore zur Hölle von innen öffnen.«

»Dann kommen Männer der Gelben Furien heraus, Sir nicht wahr? Und wir lauern ihnen auf oder verfolgen sie. Wir überwinden sie und werden aus ihnen herauspeitschen, wo die Töchter des Rajas sind, und wie man zu ihnen gelangt.«

»Ja, Shandri. Notfalls müssen wir es aus ihnen herauspeitschen, wenn sie es uns nicht freiwillig sagen.«

Zamorra sagte es mit ingrimmiger Miene und einem bitteren Mut.

Er dachte vor allem an Nicole, als er von seinem Plan sprach.

»Sita!«, rief Nicole leise. Sie durfte während des Tages nicht wagen, zu laut zu rufen. In jeder Sekunde konnten die Wächter der Gelben Furien im Korridor auftauchen. Wenn sie die Mädchen miteinander sprechen hörten, konnte Sitas mutiger Plan erheblich gefährdet werden.

Nicole mußte öfter rufen. Dann hörte sie Sitas leise Stimme.

»Vorsichtig, Nicole! Die Wächter!«

»Ich weiß, Sita. Wir wollen nichts riskieren. Ich möchte nur wissen, ob du verstanden hast.«

»Ich habe das Zeichen deines Fußes verstanden«, rief die Taminin leise.

»Gut. Aber wie willst du den starken Batak überwinden?«

»Du hast gesehen, wie gierig er nach mir ist. Ich werde eben spielen müssen. Noch nie hat Sita Gewalt angewendet. Aber es geht nicht nur um mein Leben. Auch meine Schwestern sind im Tempel gefangen. Und viele andere Mädchen. Ich werde den grimmigen Batak überlisten.«

»Aber wie? Du hast keine Waffe, und du mußt ihn wenigstens für Minuten außer Gefecht setzen.«

»Ich habe eine Waffe, Nicole. Sie ist aus reinem Gold. Ein schwerer Leuchter, fast dreißig Pfund schwer. Ich werde ihn Batak zum Abschied an den Kopf werfen, und zwar so, daß der Wüterich zusammenbricht.«

»Ich wünsche dir viel Glück, Sita.«

»Danke. Ich bin sicher, daß Shandri noch am Wasserfall ist. Oder ganz in der Nähe.«

»Ja, Sita. Shandri und mein Professor. Ihr werdet einen Weg finden, die Mädchen und mich zu befreien.«

»Ich weiß es, Nicole«, sagte die Taminin. Dann legte sich dumpf und bedrückend das Schweigen über Sitas von zahlreichen Fackeln erleuchtetes Zimmer. Und über das enge und feuchte Verlies Nicoles, das wie ein Kerker und ein Grab zugleich war.

Nicole versuchte, die Minuten zu zählen, um immer zu wissen, wie spät es war. Aber sie gab es bald auf. Die Trostlosigkeit um sie herum war stärker als jede Konzentration.

Der Wächter Batak war pünktlich. Die Vorfreude, das Mädchen Sita zu besitzen, ließ ihn vom Festmahlstisch des großen Shuri früher aufstehen, als der Herrscher der Gelben Furien es erlaubt hätte.

Batak erklärte ihm, er habe einen Trupp der falschen Mönche ausgesendet, um nach Shandri und dem Todfeind der Geister, dem Professor Zamorra, zu forschen. Er wolle ihnen entgegengehen und ihren Bericht hören.

»Gut, Batak«, sagte der Große Shuri. »Du bist ein besserer Anführer als der Räuber Katiya. Du darfst dich erheben, ich erlaube es dir.«

Batak verneigte sich tief und lief über den Flur, dem Zimmer Sitas entgegen.

Die Taminin hatte sich geschmückt, so gut es ging. Ein paar bunte Blüten eines Hibiscusstrauches steckten in ihrem Haar. Ihren zierlichen Ausschnitt schmückte die volle Blüte einer prächtigen Orchidee. In ihrem dichten schwarzen Haar, unterhalb der Blüten, steckte ein silberner Kammreifen.

Bataks Augen weiteten sich, als er das hübsche Mädchen vor sich sah. Schnell schob er seinen goldenen Schlüssel ins Schloß zurück und verschloß die Tür von innen.

Dann ging er langsam auf das Mädchen zu. Er glaubte sich auf dem Wege zur Erfüllung aller seiner Wünsche.

»Möchtest du eine Mangofrucht?« fragte Sita so unbefangen wie möglich. Sie wollte Zeit gewinnen. Wollte den neuen Anführer der Shuris ablenken und auf andere Gedanken bringen.

Aber gerade das gelang ihr nicht. Sie war zu schön, zu reizvoll. Batak wollte nicht warten. Das Mädchen war seine Gefangene, sie war in seiner Gewalt. Auch wenn er nicht vorhatte, ihr Gewalt anzutun.

Doch Sita sollte sich fügen. Die Tatsache, daß ihr sein Besuch erwünscht war, machte sie in seinen Augen nur noch begehrenswerter.

Mit einer graziösen Handbewegung lud sie Batak zum Sitzen ein.

Er nahm auf dem Rand des Diwans Platz.

Vor ihm stand ein Tischchen mit allerlei Porzellan und silbernem Geschirr. Der Große Shuri war nicht kleinlich, was seine Tänzerinnen anging.

Sita hatte eine silberne Kanne mit köstlichem Tee zubereitet. Sie schenkte sich und Batak ein. Dann setzte sie sich ihm gegenüber in einen Sessel und schlürfte behaglich ihren Tee.

Batak fiel es schwer, es ihr gleichzutun. Er war ungeduldig. Er verschlang das Mädchen mit seinen Augen. Aber es gelang Sita, ihn noch ein wenig hinzuhalten.

Schließlich hielt Batak es nicht mehr aus.

»Komm, Sita, wir wollen zum Ziele kommen«, sagte er, und sein Atem kam schwer und stoßweise.

»Wir wollen uns Zeit lassen«, erwiderte das Mädchen.

Aber da war er schon bei ihr und packte sie. Wild und stürmisch riß er Sita in seine starken Arme. Sie spürte, daß er nicht gewillt war, sie wieder loszulassen.

»Du bist schön«, sagte sein Mund an ihrem Ohr. »Schön wie die Blüte der Orchidee. Du bist wie ein Zauber und wie ein Märchen, Sita: Ich brenne nach dir, und du sollst spüren, wie ich dich begehre und dich liebke.«

Der Druck seiner Arme wurde immer stärker. Vergeblich suchte Sita, sich seinem Griff zu entwinden.

»Willst du nicht?« fragte er enttäuscht.

Schnell sah Sita zur Seite. Die Gier in Bataks Augen war unverkennbar. Dieser Mann würde sie nicht schonen, wenn sie sich ihm verweigerte. Sita mußte zusehen, daß sie ihren Plan durchführen konnte.

»Warum glaubst du, daß ich nicht mehr will?« sagte sie mit warmer Stimme. »Aber wenn du mich liebkosten willst, wird es so nicht gehen,

Batak.«

Sie zeigte an ihren Kleidern hinunter. Sofort wurden Bataks Augen noch wilder, noch fordernder.

Er riß sie erneut in die Arme, strich ihr mit plumpen Fingern ungeschickt übers Haar, ließ seine Hände um ihren Hals spielen.

»Du hast recht, Sita. Zeige mir deine ganze Schönheit. Lege dein Gewand ab und laß mich dich sehen.«

»Du darfst nicht zuschauen, wenn ich mich entkleide«, sagte sie, und ihre Schamhaftigkeit wirkte sofort auf Batak.

»Bleibe so stehen«, sagte sie. »Ich rufe dich, wenn ich soweit bin.«

»Ja«, sagte Batak mit belegter Stimme. »Beeile dich, meine Schönheit. Ich kann nicht mehr warten.«

Sita richtete es so ein, daß ihre linke Hand durch die Falten ihres Gewandes fuhr. Die raschelnden Töne des Stoffes ließen Batak glauben, daß sie sich entkleidete.

Aber da hatte Sitas rechte Hand bereits nach dem schweren Leuchter aus purem Gold gegriffen. Sie mußte sich anstrengen, den mächtigen Gegenstand mit einer Hand hochzuheben und in der Balance zu halten.

»Was machst du so lange?« fragte Batak ungeduldig.

»Der Stoff«, sagte Sita schnell. »Er hat sich hinter dem Hals verknotet.«

»Warte, ich helfe dir«, meinte Batak. Erschreckt ließ Sita den Leuchter sinken.

»Nein, nicht! Bleib stehen, wie du bist! Ich habe den Knoten gleich gelöst.«

Bange Sekunden für Sita vergingen. Von neuem mußte sie das massige Gerät aus edlem Metall anheben. Sie durfte keine Zeit mehr verlieren.

»Ich bin gleich so weit«, sagte sie, um keinen neuen Verdacht bei dem Wächter aufkommen zu lassen. »Eine Frage mußt du mir noch beantworten, bevor du mich nackt sehen darfst.«

»Frage nur«, brummte Batak ungeduldig.

»Was tust du, wenn ich dir nicht gehören will?«

»Treibe keine bösen Scherze mit mir!« fauchte Batak. »Du gehörst mir, und du wirst es nicht verhindern. Wenn du dich weigerst, wirst du mir trotzdem gehören. Und hinterher bringe ich dich um, Tamilentochter.«

»Ich dachte es mir«, sagte Sita leise.

Dann nahm sie alle Kraft zusammen. Hob den schweren Leuchter.

Sie hatte noch nie Gewalt angewendet. Nur ihre Todesangst verlieh ihr die Kräfte, die sie jetzt brauchte.

Sie war sicher, daß ihr Los besiegelt sein würde, sobald sie sich dem Anführer der Shuris verweigerte.

Schnell und hart schlug sie zu. Mit ganzer Gewalt traf der schwere Leuchter den Hinterkopf Bataks. Der Schlag war so stark, daß Sita mit nach unten gezogen wurde. Der Leuchter rutschte über die rechte Ohrpartie des Gegners, entglitt den Händen des Mädchens und fiel dumpf zu Boden.

Eine Sekunde später stürzte Batak betäubt neben der seltsamen Waffe Sitas hin und blieb regungslos liegen.

Sita handelte schnell. Der goldene Schlüssel steckte an einer kleinen Kette in einer von Bataks Seitentaschen. Flink hatte das Mädchen ihn von der Kette gelöst und in der Hand. Sie schloß die Tür auf, spähte nach beiden Seiten des Korridors. Dann lief sie auf den goldenen Schmuckkasten zu. Nahm ihn aus der Nische und stellte ihn am Boden ab. Da sah sie den Hebel, der ihr das Tor zur Freiheit öffnen sollte. Sie hatte gesehen, wie eine der Gelben Furien ihn mühelos nach unten drückte und den geheimen Mechanismus in Bewegung brachte. Aber sie selbst konnte den Hebel nicht mit einer Hand herunterdrücken.

Bange Sekunden vergingen. Sitas Hände begannen zu zittern.

Schnell sah sie sich wieder um. Keiner der Wächter war zu sehen.

Sita biß die Zähne aufeinander und packte den Hebel jetzt mit beiden Händen.

Langsam gab er nach. Und endlich hatte sie ihn ganz nach unten durchgedrückt. Mit Erleichterung sah sie, wie etwa hundert Meter vor ihr, am Ende des Flurs, das schwere stählerne Tor sich zu öffnen begann.

Da lief das Mädchen los. Das Tor stand schon ganz offen. Nur wenige Sekunden noch, und sie war in der Freiheit!

Aber da hörte sie ein Geräusch hinter sich. Taumelnd kam Batak aus ihrem Zimmer. Er schwankte zwar, aber er hatte Sitas Schlag überstanden und war nicht lange bewußtlos gewesen.

Sita lief um ihr Leben. Nur einmal noch drehte sie sich um. Da sah sie, daß Bataks Hand schon nach dem Hebel ausgestreckt war. Und Sekunden später begann das schwere Tor vor ihr, sich zu schließen.

Die Furcht vor einer neuen und noch gräßlicheren Gefangenschaft verlieh ihr ungeahnte Kräfte. Mit langen Sätzen erreichte sie das Tor.

Es hatte sich inzwischen zu einem Spalt von weniger als sechzig Zentimetern geschlossen.

Sita zwängte sich durch die stählernen Torflügel, die wie ungeheure Zangen eines Schraubstockes auf sie zukamen. Dann stand sie auf dem kleinen Plateau. Und überlegte nicht lange. Sie kannte die Richtung. Sie lief keuchend auf die Hängebrücke zu, sprang behende von einer Lianensprosse zur anderen. Sie hörte vor Aufregung nicht einmal das dumpfe, dröhnende Rauschen des Wasserfalles. Sekundenschnell war sie über die Brücke geeilt, fand den schmalen Trampelpfad.

Sie lief und lief. In jeder Sekunde konnte sich das Tor hinter ihr

öffnen, konnte eine Schar der gefürchteten gelben Furien sich an ihre Füße heften. Wild und ängstlich pochte das Herz der jungen Taminin.

Da hörte sie von oben her, vom Felsmassiv neben dem Wasserfall, eine Stimme. Ihr Herz schlug freudig erregt. Denn sie hatte die Stimme erkannt. Es war die Stimme des treuen Shandri.

Zamorra hatte mit seinem jungen Führer stundenlang darauf gewartet, da sich das Felsentor öffnete und einige der Gelben Furien heraustreten würden. Ihr Erstaunen war groß, als sie plötzlich das Mädchen sahen. Und hinter Sita schloß sich das Tor sofort wieder!

»Es ist Sita!« sagte Shandri fassungslos. »Wie ist sie den Shuris entkommen?«

»Schnell!« sagte Zamorra. Er hatte die Lage blitzschnell erfaßt.

»Laufe ihr entgegen, Shandri! Bringe sie her, und wir müssen so schnell wie möglich weg von hier! Bald wird hier die Hölle los sein!«

Shandri spürte Zamorras Unruhe. Er stellte keine Fragen mehr und lief los, der Tochter seines Herrn entgegen.

Fünf Minuten später sah der Professor den jungen Führer mit Sita den Bergpfad herankommen. Spontan umarmte er das junge Mädchen, dessen Angst er spürte. Sita schien am Ende ihrer Kräfte zu sein. Der scharfe Lauf durch den Korridor und über die Hängebrücke hatte sie ziemlich außer Atem kommen lassen. Aber ihre Prüfung war noch nicht beendet.

»Wir werden kein Wort verlieren«, sagte Zamorra. »Du mußt noch laufen, Sita. So schnell und so weit du kannst. Wem bist du entkommen?«

»Batak, dem Anführer«, keuchte das Mädchen.

»Er wird nicht lange brauchen, um die Verfolger zu versammeln und loszuschicken. Los, wir müssen den Berg hinunter.«

Da es bergab ging, hielt das junge Mädchen tapfer mit. Sie faßte zeitweise Shandris Arm und ließ sich ein wenig stützen. Sie achteten nicht auf das, was hinter ihnen vorging. Nach zehn Minuten waren sie im dichtesten Regenwald verschwunden, eingetaucht zwischen feuchtwarmen Bäumen und Pflanzen. Hier würde sie so bald kein menschliches Auge entdecken. Aber Zamorra drängte weiter. Er wollte vollkommen sicher gehen. Noch einmal sollten die Gelben Furien das Mädchen nicht in ihre Gewalt bekommen.

Erst nach einer halben Stunde ließ Zamorra zu, daß eine Rast eingelegt wurde. Mit Recht nahm er an, daß die Furien des Shuris das geflohene Mädchen zuerst in unmittelbarer Umgebung des Tempels suchen würden. Sie konnten nicht wissen, daß er Sita mit Shandri den Weg ins Tal und in die Stadt zeigen würde. Langsam, stockend, begann Sita den Bericht ihrer grauenvollen Gefangenschaft.

Zamorra war mit Shandri und dem Mädchen froh, daß zumindest eine der geraubten Tamilinnen die Freiheit wiedererlangt hatte.

Aber Zamorra stand noch eine schwere Aufgabe bevor. Selten war er vor einen so schweren Fall gestellt worden. Und noch nie war die Zahl der zu überwindenden Gegner so groß gewesen. Noch nie der Zugang zu ihren Wohnungen so stark geschützt und so schwer zugänglich.

Aufmerksam hörte er Sita zu. Sie konnte ihm genau berichten, wieviele Shuris es im Tempel unter den Wassern gab. Und wieviele von den Gelben Furien. Seit der erste Anführer Katiya tot war, gab es noch elf von den Furien, die sich als verkleidete gelbe Mönche ans Tageslicht wagen konnten.

Zamorra erhob sich. Er drängte zum Aufbruch. Alles weitere würde ihm Sita unten in der Stadt der Heiligen Stufen berichten können, in Mihintale.

Er sah auf Shandri, und dieser nickte.

»Ja, Sir«, sagte er. »Wir haben den schwersten Teil des Abenteuers noch vor uns. Und Shandri wird dabei sein.«

»Ich werde die Mädchen befreien, und ich werde Nicole aus den Klauen der Furien reißen!« sagte Zamorra mit fester Stimme.

Dann ging er den beiden voran. Shandri und das Mädchen Sita folgten ihm.

ENDE